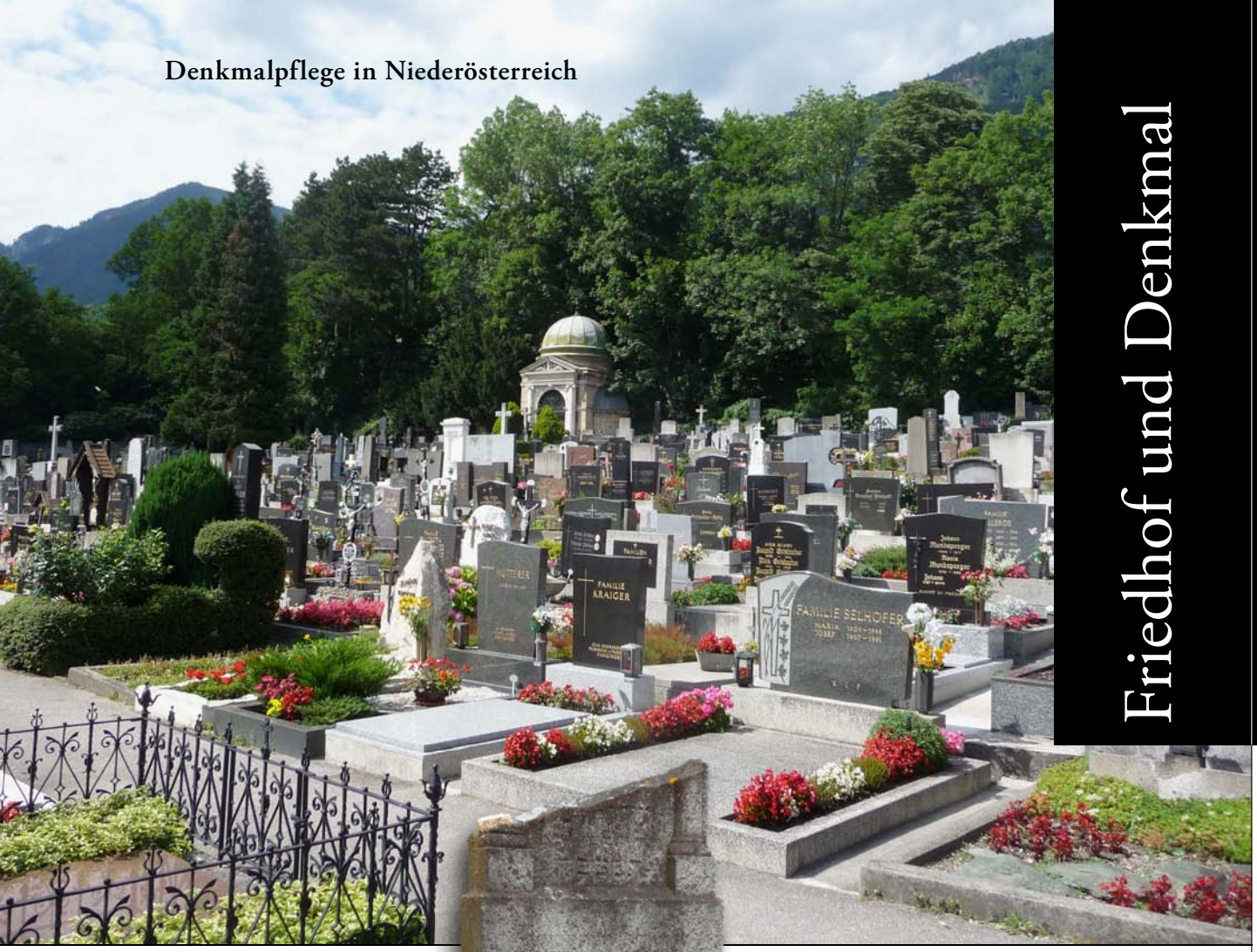
Denkmalpflege in Niederösterreich

Friedhof und Denkmal



Band 42

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH

Friedhof und Denkmal

Vorwort

Friedhöfe sind – so ungewöhnlich das im ersten Moment klingen mag – Orte der Begegnung. Man trifft auf geliebte und geschätzte Personen, aber auch auf viele Unbekannte. Friedhöfe stellen die Verbindung zu diesen Menschen aus früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten dar und laden zum Innehalten und Gedenken ein. Den Menschen wurde mit ihrer Grabstätte ein Andenken gesetzt, die Verbindung von Friedhof und Denkmal ist somit eine sehr unmittelbare. Die letzte Ruhestätte ist oft sehr einfach gestaltet, manchmal jedoch in Epitaphen oder Mausoleen in einer künstlerischen Formensprache errichtet.

Diese Broschüre berichtet von den Grabmälern, aber auch von den Friedhofsanlagen und deren Gestaltung im Wandel der Zeiten. Sie zeigt, dass Grabstätten wichtige Fundquellen für die Archäologie darstellen, und das kann gerade in Niederösterreich mit der Grabstelle der Zwillingskinder am Kremser Wachtberg als einem der bedeutendsten archäologischen Funde europaweit veranschaulicht werden.
Das Aussehen der Friedhöfe ist neben ästhetischen Aspekten vor allem von kulturellen Überlegungen, vom Respekt gegenüber der Stätte der Toten geprägt. Dabei soll gerade auf die jüdischen Friedhöfe in Niederösterreich nicht vergessen werden, ein Artikel beschäftigt sich mit diesem Thema. So wird klar, dass es in der Denkmalpflege auch bei Friedhöfen und Grablegen noch viele Aufgaben gibt, die wir in Niederösterreich mit Elan angehen.

Den Leserinnen und Lesern dieser Broschüre wünsche ich interessante Einblicke in den großen Schatz des kulturellen Erbes in Niederösterreich und persönlich wünsche ich Ihnen die Zeit zum Innehalten an den Grabmälern unserer Vorfahren.

Dr. Erwin Pröll
Landeshauptmann von Niederösterreich

Editorial

Die Pflege der Erinnerung – das ist es, was man den Gräbern und Denkmälern zuschreibt. Es sind aber nicht nur Orte des Gedenkens, sondern auch des Abschieds, der Trauer und des Wiederfindens. Der Glaube an das Weiterleben nach dem Tod, diesseits und jenseits, und der Schmerz beim Verlust eines Menschen haben in der westlichen Kultur zu Erinnerungs- und Begräbnisstätten geführt, die meist auch als künstlerische Aussage ihrer Zeit angesehen werden dürfen.

Der Zugang zum Tod, die Stellung des Verstorbenen in der Gesellschaft, Verordnungen und letztendlich auch das Vermögen der Hinterbliebenen bestimmen die Form des Denkmals. Trauernde Engel oder abstrakte Steine zwischen einfachen Kreuzen und ganzen Kapellenbauten – viele künstlerische Ausdrucksmöglichkeiten finden sich auf den Friedhöfen wieder.

Friedhöfe waren immer viel besuchte Freiräume, in manchen Ländern fast wie Parks zum Flanieren genutzt oder rund um die Kirchen wöchentlich besucht und gepflegt. In die heutige, an Spaß und Sport orientierte, Freizeitgesellschaft passt dieser durchgrünte, oft kontemplative Freiraum nicht mehr. Er wird nur zu den Pflichtterminen besucht, ansonsten meidet man die Gedenkstätten geflissentlich. Damit einhergehen aber eine primär an Standards orientierte Grabkultur und vor allem auch wenig Verständnis für die denkmalpflegerischen Notwendigkeiten an den alten Gräbern. Oft ist der Pflegeaufwand nach einigen Jahren schon zu viel, und unserem barocken Verständnis entsprechend wird lieber Geld in bunte Blumen investiert als in die Erhaltung der künstlerischen Denkmäler. Dann fallen die Stätten der Erinnerung langsam dem Vergessen anheim. Und erhalten werden nur die „Highlights“, die Gräber der Berühmten, manchmal auch die Gräber gestaltet von Berühmten.

Notwendig wäre ein selbstverständlicherer Umgang mit dem Tod und mit dem Thema der Erinnerung, dann würden auch die Räume dafür und die Kunstdenkmäler darin wieder mehr Aufmerksamkeit bekommen. Die Anzahl der Denkmäler und Grabstätten ist hoch. Sie sind eine spezielle Form des kulturellen Ausdrucks der Menschheitsgeschichte und daher selbstverständlich zu erhalten.

Ich hoffe, wir können Sie animieren zu einem Spaziergang auf dem Friedhof, zu einem suchenden Blick zwischen den Gräbern. Es kann ein Flanieren zwischen den Zeiten und zwischen den Kulturen werden. Die Liste der „berühmten Gräber“ soll Ihnen ein paar Anhaltspunkte dazu geben. Aber ich bin sicher, Sie finden noch viel mehr. Lassen Sie sich überraschen.

Gerhard Lindner

Friedhof und Denkmal

Werner Kitlitschka
Grabmal und Grabkult – Eine Einführung 6

Ernst Lauermann
Grabbrauchtum in der Urgeschichte 12

Franz Humer
Ableben, Begräbnis und Friedhofskultur vor etwa 2000 Jahren in Carnuntum 18

Patrick Schicht
Der Friedhof im Mittelalter 23

Tina Walzer
Jüdische Friedhöfe in Niederösterreich 26

Alfred Benesch
Friedhöfe als Frei- und Grünräume 30

Natascha Müllauer
Grabungen in und um Kirchen 35

Peter Fritz
Kriegsgräber in Niederösterreich 38

Christian Gurtner, Martin Pliessnig
Nicht nur das Andenken, auch das Denkmal gilt es zu bewahren! 40

Margit Kohlert
Bedeutende Grablegen in Niederösterreich 42

Restaurierbeispiel

Otmar Rychlik
Die Grabkapelle der Familie Pacher von Theinburg auf dem Friedhof von Schönau an der Triesting 45

Blick über die Grenzen

Martin Grüneis
Ignaz Joseph Pleyels Ruhestätte am Pariser Friedhof Père-Lachaise 48

Andreas Lebschik
Jüdische Friedhöfe in der Tschechischen Republik entlang der Waldviertler Grenze 50

Aktuelles aus der Denkmalpflege in Niederösterreich 52

Buchbesprechung 60

Buchempfehlung 61

Literaturhinweise 61

Ausgewählte Museen 62

Grabmal und Grabkult – Eine Einführung

Werner Kitlitschka

Der Umgang mit dem Tod und das Verhalten gegenüber den Verstorbenen zählen zu den elementarsten kulturellen Äußerungen der Menschheit. Totenbrauchtum, Begräbnis, Grab und Friedhof greifen heute wie in vergangenen Zeiten tief in die psychischen Befindlichkeiten und Verhaltensweisen der Menschen ein.

Wesentliche Basisinformationen zur umfassenden Thematik der Sepulkralkultur sind den Forschungen des französischen Historikers Philippe Ariès zu verdanken, die unter den Titeln „Studien zur Geschichte des Todes im Abendland“, „Geschichte des Todes“ und „Bilder zur Geschichte des Todes“ 1976, 1980 und 1984 auch in deutscher Sprache erschienen sind. Auch in jüngster Zeit wurden mehrere einschlägige Arbeiten, darunter ansprechende Bildbände, veröffentlicht. In äußerst verdienstvoller Weise widmete sich Ralph Gälzer in seinem 2006 publizierten Buch „Gärten des Friedens“ den ländlichen Friedhöfen in Niederösterreich. Den bislang ausführlichsten und fundiertesten Überblick über die außerordentliche Vielzahl und Vielfalt plastischer Werke zur Todesthematik vermittelt der Kunsthistoriker Erwin Panofsky in seinem Buch „Grabplastik – Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini“. Ein eigenes Institut samt Museum in Kassel, Deutschland, ist der Sepulkralkultur gewidmet.

Baden, Helenenfriedhof
Baden-Weikersdorf
Grabmal Familie
Reichert

Die Grabkultur der Antike brachte neben der auch für das 19. und 20. Jahrhundert wichtigen Stele (freistehender Pfeiler) zwei weitere künstlerische Massenphänomene mit enormer Auswirkung hervor: das monumentale und das kleine Haus der Toten – Mausoleum und Sarkophag. Eines der wesentlichsten Elemente der römischen Grabmalkunst stellt die imago clipeata, das medaillonförmige Brustbild der Verstorbenen, dar, welches zuweilen die Figuren von Schlaf und Tod flankieren. Häufiger jedoch tragen das Porträtmedaillon hilfreiche Wesen, wie Viktorien, Eroten oder Allegorien der Jahreszeiten in die Sphäre der Unsterblichkeit empor. Zeitlich späteste Auswirkungen dieses antiken Typus sind gewissermaßen die kleinen, auf fotografischem Wege in keramischer Technik hergestellten Rundporträts Verstorbener, die um 1900 in Mode kamen. Zahlreiche Motive der frühchristlichen Sepulkralkunst entstammen traditionellen antiken Vorstellungswelten, wurden allerdings durch Einfügung in die

neuen Sinnbezüge der jungen Religion gewissermaßen christianisiert. So trugen nun etwa, gleich den römischen Viktorien, Engel einen clipeus (Medaillon) mit den Bildnissen der Verstorbenen oder einen Lorbeerkranz mit dem Monogramm Christi empor.

Während im klassischen Altertum die Toten keinesfalls im Inneren oder in der Nähe von Heiligtümern, sondern nur außerhalb der Stadtmauern beigesetzt werden durften, ist der frühchristliche Bestattungsort der Kirchenraum, und zwar ein Platz in möglichster Nähe des mit dem Altar in Verbindung stehenden Märtyrergrabes.

Stockerau, Grabmal Familie Hellmer, 1910

Die Verstorbenen sollten der Strahlkraft der Reliquien teilhaftig werden und mit Hilfe des oder der betreffenden Heiligen besonders wirkungsvoll in das erwartete Auferstehungsgeschehen einbezogen werden. Platzgründe und vermutlich auch sanitäre Erwägungen machten es allerdings nach einiger Zeit nötig, das Begräbnis innerhalb der Gotteshäuser von einem Anrecht Vieler auf ein Vorrecht Weniger zu beschränken. Jedenfalls legte man bis ins 18. Jahrhundert größten Wert darauf, wenn schon nicht innerhalb, so doch wenigstens in nächster Nähe einer Kirche begraben zu werden. Mönche und Nonnen fanden ihre Ruhestätte in den Kreuzgängen der Klöster und Stifte, Laien in den Kirchhöfen. Da die Begräbnisplätze häufig knapp waren, kam es oft bereits nach kurzer Zeit zur Entnahme der Gebeine und deren Lagerung in den Untergeschossen der besonders für Niederösterreich charakteristischen Karner, wie sie im 13. Jahrhundert etwa in Bad Deutsch-Altenburg, Mödling, Pulkau und Tulln entstanden.

Die Anlage unzähliger Grabstellen, dicht gedrängt auf engstem Raum innerhalb der Kirchen, Kreuzgänge oder Kapitelsäle, führte zur Entstehung der Grabplatte als einer neuen, spezifisch mittelalterlichen Grabmalform.

Vor allem im 16. Jahrhundert erlangte das Epitaph als neuer Grabmaltypus große Bedeutung. Es konnte an Wänden angebracht und zur Darstellung inhaltlich komplexer religiöser Programme in Verbindung mit Porträts verwendet werden. In der Pfarrkirche Murstetten sowie in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Maria Laach am Jauerling etwa befinden sich besonders herausragende Beispiele für diese Gattung.

Von den Kirchen räumlich völlig getrennte weitläufige Begräbnisorte und damit Friedhöfe im heutigen Sinne wurden unter dem Druck des mitunter rapiden Bevölkerungswachstums mancherorts verhältnismäßig früh angelegt, in Frankreich bereits ab dem 12. Jahrhundert. Allerdings waren diese großen neuen Bestattungsplätze den Kirchen benachbart. Die innerhalb des 18. Jahrhunderts in ganz Europa um sich greifende Tendenz, die bestehenden Friedhöfe in den Siedlungen aufzulassen

und außerhalb neue zu begründen, wurde auch in Wien und Niederösterreich zu einem die weitere Entwicklung des Friedhofwesens bestimmendem Faktor. Für Wien bedeutete in diesem Zusammenhang die Hofentschließung Kaiser Joseph II. vom 9. Oktober 1783 den entscheidenden Schritt. Darin wurde die Anlage neuer Friedhöfe außerhalb des Linienwalls befohlen, sämtliche innerhalb der Stadtmauern gelegenen Gottesäcker hingegen waren zu schließen. Diese Initiative des Kaisers hatte eine nachhaltige Auswirkung in allen Kronländern.

Joseph II. Absicht, auf den Friedhöfen nur Schachtgräber zuzulassen, was die Rückkehr zu einer im Mittelalter und der frühen Neuzeit überwiegend praktizierten Bestattungsform bedeutet hätte, erwies sich als auf Dauer nicht durchführbar.

Hinterbrühl, Friedhof, Grabmal von Fritz Hall, 1918

Ebenso war des Kaisers Reformidee, die Toten ohne Särge, nur in Leinensäcke gehüllt der Erde zu übergeben, zum Scheitern verurteilt.

Die Bestattungsreform Kaiser Joseph II. war der Entstehung einer Grabmalskunst auf breiter Basis keinesfalls förderlich, waren Einzelgräber doch nicht vorgesehen und Grabmale nicht erlaubt. Lediglich an den Friedhofsmauern durften Gedenksteine angebracht werden, wobei aber diese Regelung aus praktischen Gründen der Instandhaltung der Umfassungsmauern bald wieder fallengelassen wurde.

Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann man schließlich von den Schachtgräbern, in denen je nach Gegebenheiten zehn bis fünfzehn Beisetzungen erfolgten, abzugehen und strebte die Bestattung in Einzelgräbern an. Diese Tendenz bedingte enorme Friedhofsvergrößerungen und Erstellungen genauer Planungen mit Festlegung der in den einzelnen Teilbereichen jeweils ansässigen Grabtypen. Eine Regierungsverordnung vom 2. März 1830 gestattete nunmehr die Errichtung eigener Gräber und bleibender Denkmale, wozu Steine ebenso wie eiserne Kreuze zählten, mit der Auflage der Einholung einer besonderen Bewilligung der Niederösterreichischen Landesregierung. Diese amtlich genehmigten Grabdenkmäler waren, solange dafür Raum zur Verfügung stand, entlang der Friedhofsmauern anzuordnen und durften nur unter besonderen Bedingungen innerhalb des noch unbelegten Friedhofsgeländes frei situiert werden. Ohne Vorliegen entsprechender behördlicher Bewilligungen war lediglich die bescheidene Kennzeichnung der Grabhügel mittels einfacher Kreuze aus Weichholz von maximal zwei Schuh Höhe – das ist etwas mehr als 60 cm – zulässig.

Diese Regelung bedeutete gewiss einen wichtigen Impuls für die Grabmalkunst des Biedermeier, die sich vor allem antiker Architekturformen und Symbole bediente. Insbesonders sei diesbezüglich auf trauernde Genien mit gesenkten Lebensfackeln sowie auf die sich in den Schwanz beißende Ewigkeitsschlange, auf Urnen, Lorbeerkränze oder auch auf Schmetterlinge als Sinnbilder der Menschenseelen verwiesen.

Wenngleich die Menschen des 19. Jahrhunderts im Kauf eines eigenen Grabes mit Grabmal ein faszinierendes Statussymbol erblickten, bestand für die Mehrzahl der Bevölkerung aus finanziellen Gründen doch nur die Möglichkeit, in einem herkömmlichen Schachtgrab die letzte Ruhe zu finden, wobei die Erwerbung eines Sarges zumeist das Maximum des von der großen Masse erreichbaren Begräbnisstandards bedeutete.

Für die wohlhabenden Schichten wurden Gräber mit Denkmal und Umgitterung im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend die geschätzteste Grabart. Sie galten als besonders vornehm und elegant. Die umgitterte Grablege, die durch ihren hohen Anschaffungspreis allerdings lediglich für einen exklusiven Teil der Bevölkerung in Betracht kam, kann neben der Villa als eines der signifikantesten Statussymbole des späteren 19. und frühen 20. Jahrhunderts gelten. Das Gitter bot die Möglichkeit distanzierender Abgrenzung gegenüber den benachbarten Gräbern und konnte auch mit seinem individuell gestalteten Zierrat zur Intensivierung der autonom-repräsentativen Wirkung der Grabanlage eingesetzt werden. Schmiedeeisenlaternen, Porträtdarstellungen und weibliche Trauerfiguren in Nachfolge der antiken Klagefrauen ergaben zusammen mit den hoch aufragenden Inschriftsteinen aus exquisiten Marmor- oder Granitsorten künstlerische Ensembles von suggestiver Wirkung. Zu solch' aufwändigen Anlagen gehörten auch die entsprechend pompösen Begräbnisse, an die etwa die beiden prunkvollen Leichenwagen im Heimatmuseum von Klosterneuburg-Kierling erinnern.

Als repräsentative Kulminationspunkte entstanden in der Ära des Historismus zahlreiche, mitunter auch aufwändig ausgestattete Gruftkapellen, die für manchen Friedhof eine geradezu wahrzeichenhafte künstlerische Bereicherung darstellen. Ein signifikantes Beispiel hierfür ist etwa das Mausoleum Schüler auf dem Mödlinger Friedhof, ein Werk des Architekten Alexander Wielemans aus dem Jahre 1895.

Eng verknüpft mit diesem Streben nach möglichst eindrucksvollen repräsentativen Grablegen ist ein neues Friedhofsverständnis, das sich in der europäischen Öffentlichkeit ab dem ausgehenden 18. Jahrhundert entwickelte. Nicht mehr als Orte schmerzvoller Trauer und schauriger Konfrontation mit dem Tod gelten nun die Begräbnisstätten, sondern als weihevolle Bezirke eines neuartigen Kultes der Toten und der Gräber, der die Verstorbenen im Gedächtnis der Lebenden dauerhaft zu verankern trachtet. Der öffentliche Friedhof wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer gewissermaßen kulturell-religiösen Institution.

Die zum Indikator gesellschaftlicher Bedeutung der Verstorbenen und ihrer Familien gewordene Grablege und das Denkmal als eine der zentralen künstlerischen und soziokulturellen Aufgaben des Historismus verschmolzen zum Phänomen des Grabdenkmals in breit gefächerter bildhauerischer Ausformung. In Verbindung mit der Gartenkunst entstanden mitunter höchst wirkungsvolle Gesamtkunstwerke, die zahlreiche Grabdenkmale in architektonisch strenger bis malerisch lockerer Anordnung zu einem stimmungsvollen Ganzen vereinigten. Bereits gegen Ende des

Hinterbrühl, Friedhof, Grabmal Dr. Josef Scheimpflug, 1900

Klosterneuburg - Weidling, Friedhof, Grabmal von Familie Olbricht

18. Jahrhunderts definierte der Gartentheoretiker Christian Cay Lorenz Hirschfeld den Friedhof als melancholischen Garten.

Analog zur Situierung von Denkmälern in den öffentlich zugänglichen Gärten und Parkanlagen schuf man vor allem während der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs gartenarchitektonisch strukturierte und gärtnerisch ausgestattete Begräbnis- und Denkmalhaine. Hierbei kommt den in die Gestaltungen einbezogenen Gebilden der Natur, wie Bäumen, Sträuchern, Rasenflächen, Topfpflanzen und Blumen, neben ihrer ästhetisch-künstlerischen Funktion auch die Aufgabe zu, Zeichen zu sein für den Kreislauf des Lebens sowie Hinweis auf Auferstehung und erhoffte Wiedergeburt. Als traditionelle Symbole unvergänglichen Lebens finden sich insbesonders immergrüne Pflanzen wie Thujen (Lebensbäume) und Efeu.

Eine frühe und besonders eindrucksvolle Schöpfung solcher Art stellt der im niederösterreichischen Ort Kleinwetzdorf gelegene so genannte „Heldenberg“ dar, den ab dem Jahre 1849 der Armeelieferant Joseph Gottfried Pargfrieder als eine der großartigsten und zugleich originellsten Begräbnis- und Denkmalanlagen Europas zu Ehren der österreichischen Armee anlegen ließ.

Stadt und Land trifteten hinsichtlich Bestattungs- und Grabkult im Laufe des 19. Jahrhunderts erheblich auseinander. Im Gegensatz zu den pompös-luxuriösen Gepflogenheiten der Stadt- und Stadtrandbewohner mit zunehmend wachsendem Bedürfnis nach immer größeren und aufwändigeren Grabmalen unter Einbeziehung porträthafter und symbolisch-allegorischer bildhauerischer Werke schildert Robert Weißenhofer 1888 im Band „Niederösterreich“ der Publikationsreihe „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ die vergleichsweise schlichte Praxis der Landbevölkerung. Auf dem Lande habe man besonderes Gepränge vermieden, aber „dafür möglichst viel der Seele des Dahingeschiedenen zugute kommen“ lassen. Darum „kein Luxus mit Kränzen oder in Ausstattung der Grabmonumente … das einfache Holzkreuz genügt noch fast überall.“ An die Stelle der

Holzkreuze traten etwas später auf vielen Friedhöfen in Niederösterreich neben eher seltenen Schmiedeeisenarbeiten Gusseisenkreuze mit einer Vielzahl unterschiedlicher Figurenprogramme oder eher nüchtern wirkende Steinstelen, deren bevorzugtes Material graugeäderter Wachauer Marmor bildete.

Für die zahlreichen im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder später in Niederösterreich angelegten Friedhöfe gab gewiss der am 1. November 1874 eröffnete Wiener Zentralfriedhof mit seinen Ehrengräbern ein strukturell und künstlerisch anregendes Vorbild ab.

Mit dem Ende der Monarchie kamen die aufwändigen pathetischen Repräsentationsgrabstätten ab und neuartigen, in Form, Größe und Material bescheidenen Grabsteinen gehörte nun die Zukunft. Es kann geradezu von einer Reform des Grabmals die Rede sein, an der führende Künstler, wie Architekt Josef Hoffmann und einige seiner Schüler, ab dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts besonderen Anteil hatten. Grabmalentwürfe für die ersten gefallenen Soldaten des Ersten Weltkrieges spielten hierbei eine impulsvermittelnde Rolle. Ungeachtet dieser Reformbestrebungen wirkt die heroische Formensprache des Historismus in den zahlreichen „Kriegerdenkmälern“ der Zwischenkriegszeit noch nach.

Kleinwetzdorf, Heldenberg

Die Massenproduktion des 20. Jahrhunderts und auch der Gegenwart bestimmt der relativ einfache Grabstein kleineren Formats in Stelenform, wobei sich markante Unterschiede kaum in ästhetischer Hinsicht, sondern zumeist nur bezüglich des gewählten, mehr oder weniger teuren Materials feststellen lassen. Nur verhältnismäßig wenige, individuell geprägte künstlerische Schöpfungen ragen aus der Unzahl serieller Routineerzeugnisse heraus. Allerdings sehen zeitgenössische Künstler und Steinmetzbetriebe in den Grablegen doch auch immer wieder die Chance für individuelle künstlerische und kunsthandwerkliche Gestaltung.

Neben den Bemühungen um die Bewahrung und mitunter auch Wiederverwendung überlieferter Grabmale kommt der Suche nach neuen zeitgemäßen Lösungen große Bedeutung zu, kann doch besonders in der künstlerischen Auseinandersetzung mit der Thematik von Tod und Hoffnung die künstlerisch-kulturelle Kreativität des Menschen in ihrer faszinierenden Vielfalt Ausdruck finden. Eine moderne Denkmalpflege wird sich daher der Friedhöfe und Grabmale in ihrer historischen, künstlerischen und kulturellen Vielschichtigkeit engagiert annehmen. Vor allem in der gegenwärtigen Dynamik kultureller Aufbrüche und Neuorientierungen gehören diese zu den maßgeblichsten psychischen Impulsvermittlern und Speichern geschichtlicher Informationen. Die durch nichts ersetzbare gesellschaftspolitische Funktion des Lern- und Gedenkortes „Friedhof“ machen in besonderer Weise die zahlreichen israelitischen Begräbnisstätten in Niederösterreich bewusst.

Grabbrauchtum in der Urgeschichte

Ernst Lauermann

Gräber gehören zu den wichtigsten und zu den faszinierendsten Quellen der Archäologie. Soziale Stellung, Verwandtschaftsverhältnisse, Krankheitsbilder etc. spiegeln das Leben wider. Die Beerdigung der Körper der Toten auf eine bestimmte pietätvolle Art, die Zurichtung des Grabinneren und Ausstattung des Beerdigten sind ein Abbild der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. In diesen Handlungen spiegeln sich die verschiedenen Formen dieser Entwicklung und auch religiöse Vorstellungen wider.

Die ersten wirklichen Beerdigungen menschlicher Überreste können nach dem derzeitigen Forschungsstand mindestens vom Mittelpaläolithikum an verfolgt werden. Sie zeugen vom allmählich sich verbreitenden Totenkult, von den Totenbräuchen und den damaligen Vorstellungen.

Durch die Beigaben wurden die Gräber zu einer wichtigen Erkenntnisquelle hinsichtlich des Charakters und der Entwicklung der materiellen Kultur. Sie gehören zu den Grundquellen der prähistorischen Wissenschaft, obgleich der Inhalt der Gräber den Querschnitt der damaligen Kultur als ein Ganzes nicht wiedergibt und zumeist nur eine subjektive Auswahl vorstellt. Fehlen Beigaben, wird die Datierung wesentlich schwieriger.

Wie die Oberschicht in der Urzeit ausgesehen hat, lässt sich nur aufgrund der Gräber vorstellen. Die ersten Anzeichen reicher Gräber gehen bis ins Neolithikum zurück. Aber auch in der Bronzezeit und besonders in der Hallstattzeit erreichen diese Gräber imposante Ausmaße. Es ist natürlich, dass zwischen den reichen Gräbern aus verschiedenen Zeiten wesentliche Unterschiede hervortreten und dass ihre Interpretation in Einzelheiten mit der guten Kenntnis der gesamten archäologisch erfassbaren Umgebung im Einklang stehen muss. Der eigentliche Bestattungsritus hat zu verschiedenen Zeiten seine spezifischen Merkmale. Die grundsätzliche Unterscheidung kennt zwei grundverschiedene Bestattungsarten:

Einmal die Körperbestattung, hier wird der Körper des Toten unverbrannt beigesetzt. Wir unterscheiden nach der Art der Beisetzung des Toten Hockerlage, gestreckte Rückenlage, Bauchlage, sitzende Stellung etc., eventuell auch nach dem Schrein für die sterbliche Hülle. Für etliche urgeschichtliche Kulturen sind Einzelgräber typisch. Aber auch in diesen Zeiten kommen Gräber von zwei oder mehreren Individuen vor, wir sprechen hier von Mehrfachgräbern.

Wenn der Körper des Toten verbrannt wird, und die unverbrannten Reste im Grab beigesetzt werden, sprechen wir von der Brandbestattung. Wir teilen in der Regel ein in Urnengräber, wo die Körperreste in eigenen Urnen beigesetzt werden, und in Brandgrubengräber: Hier werden die

Krems, Wachtberg, Doppelbestattung zweier Säuglinge

Knochenreste in der Brandgrube mit Scherben und Asche vermengt.

Der Begriff „Sonderbestattung“ wurde in der Archäologie zur Bezeichnung von Bestattungsformen eingeführt, die von den Normen der jeweiligen Kultur oder Epoche abweichen. Aufgabe der Archäologie ist es, die Ursachen zu erforschen, die zu den „Sonderbestattungen“ führten. Glückliche Befundbeobachtungen können zur Erklärung in Einzelfällen führen.

In allen prähistorischen Perioden, vor allem mit dem Aufkommen der Metallbeigaben, konnte die nachträgliche Störung von Gräbern immer wieder beobachtet werden.

Grabraub und Leichenschändung galten wohl zu allen Zeiten als schwerwiegende Vergehen, die meist sehr streng geahndet wurden. Mit dem Begriff Grabfrevel ist die Entehrung eines Grabes gemeint. Der Grabraub bezeichnet die sekundäre Öffnung eines Grabes zur Entnahme von wertvollen Ausstattungsteilen. Beraubt wurden Gräber vor allem aus materiellen Gründen, aber auch aus religiös-kulturellen.

Paläolithikum / Mesolithikum
(bis 6.000/5.000 v. Chr.)

Aus der Fülle der Bestattungen, die aus dem Paläolithikum gefunden worden sind, ergibt sich ganz deutlich, dass der Mensch seine Toten nicht einfach hat liegen lassen, sondern dass er sie sorgfältig bestattete. Dem Toten werden Waffen, Werkzeuge und Schmuck mitgegeben, damit er weiterleben kann wie bisher. Er wird in der Nähe des Herdes bestattet, damit der Köper nicht friere, er wird bedeckt mit Ocker, damit die blasse Farbe des Toten verschwindet, und damit das Leben dem Toten symbolisch wiedergegeben wird. Der Mensch lebt im Diesseits, er fühlt sich den Dingen und den Tieren zugeordnet, er ist ein Teil und ein Stück von ihnen. Stirbt er, dann löst sich nicht die Seele ab, dann geht die Seele nicht ins Jenseits, der Tote verbleibt vielmehr weiter hier, er lebt wie vorher, an anderer Stelle und unsichtbar. Er ist ein lebender Leichnam. Man muss ihm seinen Schmuck lassen, man muss ihm zu essen und zu trinken geben, und man muss ihn wärmen.

Eine wahre archäologische Sensation wurde am Kremser Wachtberg entdeckt. Im Bereich einer Mulde wurde ein Mammutschulterblatt gefunden, darunter befanden sich in einem schmalen Hohlraum von einer starken Rötelschicht bedeckt die Knochen zweier Säuglinge in stark angehockter Lage. Es handelt sich bei dieser Doppelbestattung um das erste bisher entdeckte erhaltene Grab aus dem Jungpaläolithikum in Österreich.

Neolithikum
(6.000/5.000 – 2.300/2.200 v. Chr.)

Erst im Neolithikum wird das abstrakte Denken geboren, der Gedanke des Jenseits, der Gedanke des Ewigen, das über den Dingen steht. Dadurch wird die Spaltung in Körper und Seele geschaffen.

Ab dem 6. Jahrtausend lagen kleine Bestattungsplätze außerhalb der Siedlungen, wo die Verstorbenen meist in Hockerlage in Gruben beigesetzt wurden. Neben Keramikgefäßen, die wohl Speise und Trank enthielten, bekamen Verstorbene

Niederhollabrunn, Hockerbestattung einer älteren Frau

in der Regel auch ihren Schmuck und Werkzeuge, wie Steinbeile mit ins Grab. Rötelstreuung könnte auch auf Körperbemalung hinweisen.

Die vorherrschende Bestattungsart war auch im 5. und 4. Jahrtausend nach wie vor die Beisetzung des unverbrannten Leichnams in einer einfachen Grabgrube. Zeitweise wurde in der Forschung die Vermutung geäußert, die Ausrichtung bzw. die Blickrichtung der neolithischen Bestattungen habe eine religiöse Bedeutung, indem sie auf ein Totenreich oder auf Jenseitsvorstellungen Bezug nehme. Rücksicht auf den Stand der Sonne zum Zeitpunkt der Bestattung mag sich als nahe liegende Annahme aufdrängen. Weiters wurde beobachtet, dass der menschliche Schädel mitunter rituell besonders behandelt wurde.

Die Beigabenausstattung weist sehr bezeichnende Züge auf. Die Tongefäße stehen an erster Stelle der unvergänglichen Materialien. Sie enthielten normalerweise Nahrungsmittel, wenngleich davon zumeist keine Spuren mehr festzustellen sind. Vielfach war es herrschender Brauch, den Toten mit Schmuck zu versehen, Halsketten und Anhänger aus Muscheln waren üblich. In den Männergräber finden sich auch Waffen.

Ab dem Spätneolithikum bilden sich verschiedene soziale Gruppen heraus, wie Handwerker und Krieger, die in Gräberfeldern durch Werkzeug- und Waffenbeigaben archäologisch nachweisbar sind. Jetzt beginnen Brandbestattungen eine größere Rolle zu spielen. Über religiöse Vorstellungen, die hinter der Totenverbrennung zu vermuten sind, wurden mancherlei Überlegungen angestellt. Zumeist gehen diese von späteren Kulturen und Religionen aus, bei denen die Brandbestattung verbunden ist mit dem Glauben an den Dualismus von Leib und Seele: Die Seele als der unsterbliche Teil müsse nach dem Tod des Körpers durch

Unterhautzental, Doppelbestattung zweier Kinder

die Verbrennung von diesem getrennt werden, damit sie zu dem ihr gemäßen Weiterleben befähigt werde.

Bronzezeit
(2.300/2.200 – 1.300/1.250 v. Chr.)
Prinzipiell herrschte in der Frühbronzezeit die Körperbestattung in Form von Hockergräbern vor. Bewaffnung, Trachtbestandteile und Speisenbeigaben in den entsprechenden Gefäßen gehörten zur Grabausstattung.

Siedlungsgruben dienten oft als Bestattungsplatz, Doppel- und Mehrfachbestattungen ermöglichen gelegentlich Einblicke in das Sozialgefüge des Menschen der frühen Bronzezeit; ähnlich verhält es sich mit abnormen Beisetzungen von Einzelindividuen.

In der Mittelbronzezeit wurde die Sitte der Grabhügel üblich, daher auch der Name „Hügelgräberkultur“. Das beste Beispiel sind die Nekropolen von Pitten im südlichen Niederösterreich. Hier liegen drei Friedhöfe übereinander. Flachgräber werden von horizontalen Hügelgräbern überdeckt, in denen sich anfangs Körper- und Brandbestattungen nebeneinander, zuletzt nur mehr Brandbestattungen finden. Die Nadeln, Gürtel und Schmuckstücke der mittleren Bronzezeit zeigen oft übergroße Formen. Die Gewänder der Frauen wurden mit zwei, die der Männer mit einer oft extrem langen Bronzenadel auf der Schulter zusammengehalten. Neben den Nadeln wurde auch Brust-, Hals, Arm- und Beinschmuck getragen.

Urnenfelderzeit
(1.200 – 800 v. Chr.)
In dieser Epoche trat im Totenkult und Jenseitsglauben eine Wende ein, wie sie einschneidender kaum zu denken ist.

Großmugl, Hügelgrab

Als Urnenfelderkultur ging dieses Phänomen in die Geschichte ein. Sie lässt sich auf den Nenner bringen Brandgrab statt Körpergrab – eine geradezu spektakuläre Neuerung. Die Leichenverbrennung und die Urnenbestattung der Asche beginnen ihren Siegeszug.

Ganz sicher liegen diesen kulturellen Umwälzungen, dieser folgenschweren Kulturrevolution neue Vorstellungshorizonte zugrunde. Durch die Verbrennung des Leibes sollte die „Seele" freigesetzet werden, ein neues Phänomen. Der Leib wurde nicht mehr für die Fortexistenz nach dem Tode benötigt.

Urnen mit Leichenbrand lösen die aufwendigen Grabanlagen früherer Epochen ab. Die Mulde der „kleinen" Leute war nun nicht einmal mit Steinen ausgekleidet, die Urne war von einfachster Form. Die Bestattung an sich war somit unauffällig, der Aufwand bei der Totenfeier durch die Errichtung des Scheiterhaufens und das Zusammensammeln der Überreste jedoch wesentlich größer und vielleicht andersartig als bei den Leichenfeiern früherer Epochen.

Reguläre Begräbnisstätten dieses Zeitabschnittes kennen ausnahmslos die Beisetzung in Brandgräbern, vielfach in Keramikurnen und kleinen Grabgruben. Sie lassen nur selten einen aufwendigen Grabbau erkennen, wie wir ihn in Gestalt der aufgeschütteten Hügel der Mittelbronzezeit oder der Hallstattzeit kennen. Die Gräberfelder machen so einen uniformen Eindruck, auch in den Beigaben ist arm und reich weitgehend angeglichen und offensichtlich strengen Sitten unterworfen.

Hallstattkultur
(800/750 – 450/400 v. Chr.)
Die so genannte „Thrako-Kimmerische" Wanderung brandete an die um 800 v. Chr. in Entwicklung befindliche Hallstattkultur. In weite Gebiete der Hallstattkultur Mitteleuropas hinein zeigt sich bei der Anlage von Gräbern eine Entwicklung, die eine soziale Vorrangstellung von einzelnen Fürstengeschlechtern erkennen lässt. Besonders an den Gräbern dieser Edlen können wir das ablesen. Sie ließen sich riesige Hügelgräber errichten, in denen sie wie in Böhmen und in Süddeutschland auf einem vierrädrigen Wagen innerhalb einer fest gefügten Bohlenkammer mit Schmuck und Bewaffnung ihre letzte Ruhestätte fanden.

Doch bald bildeten sich Schwerpunkte der kulturellen Entwicklung heraus, die sehr deutlich zwei Gruppe unterscheiden lassen: den Westhallstattkreis und den Osthallstattkreis.

Ein früher Höhepunkt in der ersten Phase der Hallstattkultur erfolgte im Osthallstattkreis in einem Gebiet, das auch Niederösterreich umfasste. Das Grabhaus war oft sehr geräumig. Pferde wurden zwar nie mit ins Grab gegeben, aber die Zugvorrichtung. Pferdetrensen zeigen uns deutlich den starken Einfluss der „Thrako-Kimmerischen" Welle.

Die östlichen Fürstengräber der älteren Phase geben uns noch andere interessante Einblicke. Man fand dort eine wohl nur für den Grabgebrauch angefertigte Keramik. Sie ist meist nicht sehr gut gebrannt und schon auf Grund ihrer Form für den täglichen Gebrauch ungeeignet. Ihre Verzierung ist aber künstlerisch hochstehend ausgeführt, die Oberfläche ist mehrfärbig (rot und schwarz) und zeigt geometrische Ornamente.

Latènezeit
(400 v. Chr. – 1. n. Chr.)
Der Brauch, der in der späten Hallstattzeit verbreitet ist, wird mit der Latènezeit allmählich durch die Beisetzung in Flachgräbern abgelöst. Durch Gruppenbildungen innerhalb der Friedhöfe deuten sich Sippen- und Familienverbände an.

Nicht nur Hügel-, sondern auch Flachgräber werden öfters von kleineren Kreis- oder Viereckgräben umgeben. Oberirdische Kennzeichnungen sind anzunehmen, jedoch nur vereinzelt tatsächlich in Form kaum bearbeiteter größerer Steinplatten auf uns gekommen. Prächtige Steinskulpturen werden dabei allerdings wohl Ausnahmen gewesen sein.

Vorherrschende Bestattungsart in der späteren Hallstatt- und frühen Latènezeit war die Körperbestattung. Der Verstorbene wurde auf dem Rücken liegend begraben. Am Ende der frühen

Langenlebarn, Grabhügel, Stierkopfgefäß

und beginnenden Mittellatènezeit ist dann ein allmählicher Übergang von der Körperbestattung zur Brandbeisetzung zu beachten.

Unterschiedlich war auch die Behandlung der sterblichen Überreste nach der Einäscherung. Sie wurden entweder in eine Erdgrube gestreut oder sorgfältig ausgelesen und in einem Behälter deponiert.

Auch die Behandlung der Beigaben und der Totenausstattung war unterschiedlich geregelt. Die einen wurden in ihrer Tracht verbrannt, ihre verbrannten Überreste wurden ebenfalls in der Grabgrube mit deponiert. Anderen wurden die Trachtbestandteile unverbrannt in die Grabgrube mitgegeben. Auch mit den Beigaben wurde so und so verfahren.

In der Spätlatènezeit (im späten 2. und 1. Jahrhundert v. Chr.), sind keine Gräber und Bestattungsplätze mehr archäologisch nachweisbar, der Bestattungsbrauch hatte sich geändert.

In vielen Gegenden war es der Brauch, Nahrungsmittel sowie Ess- und Trinkgeschirr in das Grab zu stellen. Diese Sitte wird vornehmlich in den Körperbestattungen an den in den Gräbern gefundenen Gefäßen, Fleischbeigaben und Gerätschaften greifbar.

Flaschen, Schüsseln, Tassen und Becher stellen das Hauptinventar dar. Als Fleischbeigaben dienten in den meisten Fällen Teile von jungen Schweinen, aber auch Knochen von Schaf/Ziege und Rind kommen zum Vorschein. Eiserne Messer dienten zum Zerlegen der Fleischstücke. Neben diesen Beigabenkombinationen gehören Tracht- und Schmuckbestandteile, Waffen und Gegenstände des täglichen Lebens zur Totenausstattung.

Ableben, Begräbnis und Friedhofskultur vor etwa 2000 Jahren in Carnuntum

Franz Humer

Zu jeder zivilen und militärischen Siedlung, zu jeder ländlichen Siedlung gehörten in der römischen Antike ein oder mehrere Friedhöfe. In den Städten wurde die Wahl des Platzes von den römischen Gesetzen bestimmt: Schon das älteste römische Grundgesetz, das so genannte Zwölf-Tafel-Gesetz aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., verbot, die Toten in der Stadt zu begraben oder zu verbrennen. Diese Vorschrift, die ursprünglich nur für die Stadt Rom galt, beachteten die Römer überall im Imperium bis in die Spätantike hinein sehr genau: Sie bestatteten ihre Toten daher auf oft ausgedehnten Gräberfeldern außerhalb von Dörfern, Städten und Legionslagern beidseitig der dortigen Ausfallstraßen. Dort begegneten sich die Welt der Toten und die Welt der Lebenden: Die Vorbeifahrenden sahen die mehr oder weniger prunkvollen, farbig gefassten Grabbauten am Straßenrand und den Wunsch, den regelmäßigen Kontakt zwischen der Welt der Lebenden und den Toten aufrechtzuerhalten. Die antiken Nekropolen waren darum nicht wie heute hinter Mauern versteckt. Auch wenn die Grabstätten gelegentlich durch einen Zaun oder Graben eingefasst waren, die den sakralen Bereich begrenzten, so blieben sie im Prinzip offene und begehbare Zonen. Die meisten Bestattungsplätze sind entlang der Ausfallstraßen der Siedlungen entstanden, und es bildeten sich richtiggehend „Gräberstraßen“. Diese hervorgehobenen Ruhestätten unmittelbar an den Straßen

Dreidimensionale virtuelle Rekonstruktion der Gräberstraße von Carnuntum mit bemalten Grabsteinen (2006)

waren besonders teuer und weitgehend den begüterten Bewohnern vorbehalten. Bis zur Randzone der Gräberfelder gab es dann ein deutliches soziales Gefälle. In Carnuntum führte der älteste Friedhof über mehr als drei Kilometer vom Legionslager in Bad Deutsch-Altenburg nach Südwesten in Richtung Bruck an der Leitha und weiter nach Italien. Stellenweise sind dabei Bestattungsbereiche und handwerkliche Zonen (Werkstätten, Lagerhäuser) einander unmittelbar benachbart.

Da standen hügelartige *tumuli* neben Grabtempeln und hoch aufragenden Grabstelen; da lagen architektonisch gefasste Grabgärten neben breit ausladenden Grabaltären und abgeschlossenen Grabkammern für Aschenurnen von Generationen. Man las die Inschriften der Grabdenkmäler, erfuhr Namen, Herkunft, Alter und Beruf der Bestatteten. So lebten Ruhm und Ansehen der Verstorbenen im Gedächtnis der Nachwelt weiter und so waren die Toten, denen nach römischem Glauben im Reich der Schatten nur ein freudloses Dasein beschieden war, zumindest im Diesseits durch ihre Taten und in der Tradition ihrer Nachfahren unsterblich. Von dieser „Gräberstrasse“ stammen auch die meisten beschrifteten Stelen, die vor allem über die Soldaten der XV. und XIV. Legion Auskunft geben.

Darüber hinaus war die römische Provinzhauptstadt in einem weiten Bogen von großen Gräberfeldern umgeben. Der aktuelle Kenntnisstand zu den meisten dieser Gräberfelder ist aufgrund unzureichender Fundüberlieferung allerdings gering.

Dem Verstorbenen, dessen Leichnam zuvor gewaschen, gesalbt, in Festtagskleider gehüllt und bekränzt worden war und auf einer Kline lag, wurde persönlicher Besitz (Schmuck, Toilette-Artikel) mit auf den Scheiterhaufen gegeben. In ringsum aufgestellten Räucherkelchen wurde Weihrauch verbrannt. Eine Weinspende (*libatio*) war die letzte Ehrung für den Toten, zugleich aber auch die Weihe des Scheiterhaufens. Eigens gedungene Klageweiber und die Familienangehörigen sangen die Totenklage.

Durch die Beisetzung wurde einerseits der Verstorbene als ehrenvolles Mitglied der Gemeinschaft gewürdigt, wodurch zugleich der hinterbliebenen Familie Ehre zuteil wurde, andererseits war der Grund für das Bestattungszeremoniell Furcht vor Unheil, das vom Toten ausgehen könnte, der nunmehr in Kontakt zu Mächten stand, zu denen die Lebenden keinen Zugang besaßen. Aber auch die Verstorbenen waren angewiesen auf die Einhaltung der in der Gemeinschaft üblichen Bräuche, da ihnen sonst der Übergang in die neue Seinsform verwehrt blieb und sie als Untote umhergeistern mussten. Gerade dann konnten sie den Lebenden aus Rache für die nicht erlangte Ruhe, sei sie als ewig oder als zeitlich begrenzte Phase bis zu einer Wiedergeburt gedacht, gefährlich werden. Aus dieser Angst erklärten sich die Bedeutung der Totenfürsorge und auch die Notwendigkeit, Vorsorge für ein ordentliches Begräbnis zu treffen. Der Tote ging in die Reihe der Ahnen ein und war schon deswegen verehrenswürdig. Zudem konnte er den Hinterbliebenen mit den anderen Vorfahren Hilfe gewähren. Zwischen den Lebenden und den Toten bestand somit eine

Säuglingsbestattung des 3. Jhdts. n. Chr. in der villa urbana der Zivilstadt Carnuntum (2006)

Steinsarkophag mit Beschriftung D(iis) M(anibus) im Gräberfeld am Westrand von Petronell-Carnuntum (2009)

enge Verbindung, die zum gegenseitigen Schutz aufrechterhalten werden musste und konnte, sofern die nötigen Riten eingehalten wurden.

Damals glaubte man, die Verstorbenen hätten im Jenseits ähnliche Bedürfnisse wie die Lebenden in Diesseits; deshalb gab man ihnen entsprechende Beigaben mit ins Grab: Speisen und Getränke, Geschirr und sonstiges Hausgerät oder auch Geld. Oft bestanden die Grabbeigaben jedoch nur aus symbolischen Gegenständen wie Lampen als Wegleuchten in der Unterwelt, Rasseln zur Abwehr von Dämonen. Reliefs und Grabaufsätze in Form drohender Mischwesen – halb Mensch halb Tier (Sphingen) – sollten sowohl etwaige Grabräuber abschrecken, d.h. die Ruhe der Toten garantieren, als auch die rächenden Totengeister (Manes) fernhalten und somit die Lebenden schützen.

Im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. verbrannten die Römer in Carnuntum genauso wie im gesamten Niederösterreich (damals noch aufgeteilt auf die beiden Provinzen Pannonia Superior und Noricum) gewöhnlich ihre Toten (Brandbestattung). Die dafür notwendigen öffentlichen Verbrennungsplätze (*ustrinae*) gab es auf jedem Friedhof. Nach dem Niederbrennen des Scheiterhaufens wurde die noch glühende Asche mit Wein und Wasser gelöscht, der Leichenbrand säuberlich aussortiert und gewaschen, in einem Behälter (Urne) gesammelt und dann beigesetzt. Diese Urnen waren meist Gefäße aus Ton, seltener aus Glas, Stein oder Metall. In den in die Erde versenkten Urnen wurde der von den Angehörigen aus der Grube der *ustrina* geborgene Leichenbrand geborgen und anschließend mit oder ohne Beigaben in ausgehobenen Gruben beigesetzt. Ob und wie diese Gräber in der Antike an der Oberfläche gekennzeichnet waren, entzieht sich im Detail oft unserer Kenntnis. Häufig wurde das Grab durch eine beschriftete Stele gekennzeichnet. Anstelle der kostspieligen Steinstelen wurden vermutlich oft auch solche aus Holz verwendet. In manchen Fällen werden vielleicht nur kleine Erdhügel oder aus Steinen gelegte Einfassungen darauf hingewiesen haben, dass sich darunter ein Grab befand.

Eine beliebte Form der Brandbestattung war das so genannte *bustum*: Hier wurde der Scheiterhaufen genau über der Grabgrube errichtet, in der später die Urne beigesetzt werden sollte. Die Bauweise der Scheiterhaufen in Verbindung mit Gruben stellte gegenüber den ebenerdig errichteten Holzstapeln vorrömischer Zeit eine Neuerung dar.

Auf den meisten antiken Friedhöfen fällt die geringe Zahl der Kinderbestattungen auf. Viele Kindergräber liegen in Carnuntum zwischen den

Bestattungen der Erwachsenen. Doch fehlen insbesondere kurz nach der Geburt oder in den ersten Lebenswochen verstorbene Säuglinge, obwohl gerade ihre Sterblichkeitsrate hoch gewesen sein muss. Für die römische Epoche wie auch für die vorangegangenen Perioden lässt sich die Sitte der Körperbestattung von Neugeborenen im eigenen Haus auch in Carnuntum regelmäßig nachweisen. Solche Bestattungen findet man in Stadthäusern (z. B. in der rekonstruierten *villa urbana* des Wohnstadtviertels im Freilichtmuseum Petronell). Meistens handelt es sich um sehr einfache, beigabenlose Körperbestattungen in einer Grube.

An der Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert n. Chr. setzte sich der Brauch der Körperbestattung durch. Die Toten wurden nun in verzierten Steinsarkophagen, einfachen Steinkisten, Ziegelplattengräbern, gemauerten Gräbern oder Holzsärgen beigesetzt. Viele dieser Bestattungen waren mit hochkant gegeneinander gestellten Ziegelplatten abgedeckt (Ziegelplattengräber). Auch hier waren die Bestattungen oberirdisch durch Grabsteine, Grabaltäre oder gar Grabpfeiler und Grabtempel gekennzeichnet. Ob die Aufstellung einer beschrifteten Stele auf dem Grab in der Antike allerdings die Regel war (so wie es heute ja Brauch ist), wissen wir nicht genau. Man kann sogar eher annehmen, dass sie Ausnahmen blieben und beinahe ausschließlich einer finanzkräftigen Schicht vorbehalten waren. Dennoch bleiben Grabstelen und Grabaltäre aus Stein die häufigsten und am besten bekannten Zeugnisse einer Grabmarkierung, auch wenn sie später oft für andere Zwecke wiederverwendet wurden und nur selten an ihrem ursprünglichen Aufstellungsort zutage kamen. Meistens handelt es sich bei diesen Denkmälern der antiken Sepulkralkunst um längliche, senkrecht aufgestellte Steinblöcke, die teilweise mit Reliefs dekoriert sind. Die Grabinschriften beginnen in der Regel mit einer Weiheformel für die Götter der Unterwelt (Manen), gefolgt vom Namen des oder der Verstorbenen. Gelegentlich folgen biographische Informationen (Lebensalter, öffentliche oder militärische Ämter, Beruf, bei Frauen ein Priesteramt). Dazu kommen die Namen der verwandten oder nahe stehenden Person, die das Monument aufstellen ließ. Häufig handelt es sich um „regelhafte" Formulierungen. Nicht selten endete das Inschriftenformular mit der Feststellung *hic situs est* (hier liegt er begraben!) oder mit dem Wunsch *sit tibi terra levis* (möge dir die Erde leicht sein).

In gleicher Weise suchten gesellschaftliche Aufsteiger, denen der Zugang zu Ämtern und damit ein respektables Ansehen verwehrt blieb, auf privatem Weg durch repräsentative Grabmonumente den Mangel an Sozialprestige auszugleichen und ihren Erfolg öffentlich zu machen. Vor allem wirtschaftlich erfolgreiche Einheimische nutzten in stolzem Selbstbewusstsein die Möglichkeit, durch ihre Grabpräsentation nach außen zu wirken und ihren sozialen Aufstieg innerhalb des neuen Gesellschaftsgefüges der Öffentlichkeit teils mit überaus deutlichem Hinweis auf den erlangten Wohlstand vorzuführen.

Ziegelkistengrab im Gräberfeld am Westrand von Petronell-Carnuntum (2009)

Man scheute bereits in der Antike nicht davor zurück, Grabsteine und Grabdenkmäler früherer Jahrhunderte für verschiedenste Zwecke wiederzuverwenden. So konnte bei den aktuellen Grabungen des Archäologischen Parks Carnuntum im Bereich der Zivilstadt Carnuntum am Westrand von Petronell-Carnuntum beobachtete werden, dass Grabsteine und reliefverzierte Blöcke von Grabtempeln aus älteren Friedhöfen herausgerissen und zerteilt wurden, um neue Steinkistengräber der Spätantike bauen zu können. Sogar die Abdeckplatten einer im Juni 2009 auf mehr als 200 m freigelegten römischen Wasserleitung aus der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. wurden aus wiederverwendeten älteren Grabsteinen eines bestehenden Carnuntiner Gräberfeldes hergestellt!

Ein großes methodisches Problem ist, dass durch die feldarchäologische Freilegung in der Regel nur ein Ausschnitt des Grabes erfasst wird, nämlich der unterirdische Teil bzw. die Bestattung im engeren Sinn. Denn zumeist sind der antike Gehhorizont und damit auch die Oberflächengestaltung der Gräber nicht erhalten. Noch seltener gelingt es, Spuren am Grab vollzogener Riten festzustellen. Derartige Handlungen, die vor, während und nach einem Begräbnis durchgeführt wurden, lassen sich, sofern sie überhaupt archäologisch nachweisbar sind, meist allein mit Hilfe des antiken Schriftguts erschließen und im Sinngehalt verstehen. Ein wesentlicher Bestandteil der zum Totenbrauchtum gehörenden Zeremonien des römischen Carnuntum bleibt damit weitgehend im Dunkel.

Grabsteinfragment des L. Varius Verecundus in Zweitverwendung zur Abdeckung einer spätantiken Wasserleitung (2009)

Der Friedhof im Mittelalter

Patrick Schicht

Heute verfügt praktisch jede Gemeinde in Niederösterreich über einen außerhalb gelegenen Friedhof, der durch ein achsiales System von Reihengräbern sowie eine Aufbahrungshalle geprägt ist. Diese Form der geordneten Begräbnisstätten geht bereits auf antike Formen zurück, setzte sich am Land jedoch erst im 18. Jahrhundert durch, als nach Seuchen und unhaltbaren hygienischen Zuständen der Totenkult aus den Siedlungen verbannt wurde.

Bis dahin hatte der Tod seinen festen Platz im Leben der Landgemeinden. Nach dem Abzug der Römer, die ihre Verstorbenen sowohl in großen Nekropolen als auch entlang der Straßen bestattet haben, zeigen nach der Völkerwanderung frühe bairische Kolonien in den Ostalpen wieder ähnliche Reihenanlagen. Aus dem 10. und 11. Jahrhundert kennen wir in Niederösterreich einige ausgedehnte Gräberfelder überregional bedeutender Siedlungen, etwa in Gars-Thunau und Bad Deutsch-Altenburg. Dank ihrer relativ guten Erforschung bieten sie wertvolle Einblicke zum hochmittelalterlichen Alltag, etwa zur extrem hohen Kindersterblichkeit.

Bereits mit der Entwicklung von territorialen Pfarrsprengeln unter den Karolingern ab dem 8. Jahrhundert war der Friedhof stark an die jeweilige Pfarrkirche gebunden. Gemeinsam mit dem Taufrecht hatte die Kirche somit das Bestattungsrecht monopolisiert, sie konnte ein Begräbnis daher bei Selbstmördern und Sündern auch verweigern. Im unmittelbaren Umkreis des geweihten Altars – und daher auch meist rundlich – entwickelte

Kühnring, frühgotischer Karner mit barockem Laternenaufsatz

Bad Deutsch-Altenburg, spätromanischer Karner mit Stufenportal

sich ein abgegrenzter Totenbereich um die Kirchen. Direkt innerhalb dieser bzw. möglichst nahe beim Altar ließen sich die adeligen Grundherren sowie die Geistlichen begraben. Außen unter der Traufe des Altarraums finden sich seit dem 12. Jahrhundert ausnehmend viele Gräber von Neugeborenen. Eventuell wurden so zu früh Verstorbene nachträglich „getauft", vereinzelt gab es jedoch auch abgetrennte Areale für ungetaufte Kinder und Wöchnerinnen.

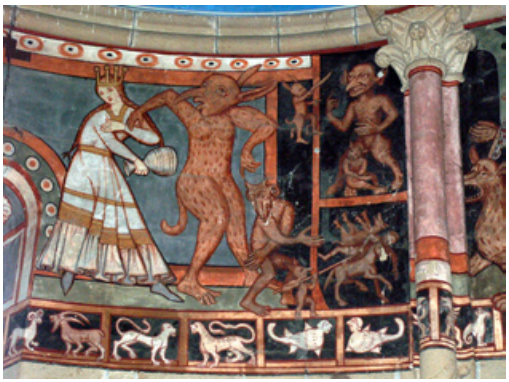
Entgegen heutigen Gepflogenheiten wurden die Toten einheitlich nach Osten ausgerichtet und in eng aneinander liegenden, oftmals überlappenden Gruben bestattet. Nur selten finden sich steinerne Grabplatten, ab dem 14. Jahrhundert mehren sich einfache Leichensteine, während stehende Steinkreuze erst ab 1500 belegt sind.

Bereits früh sind Klagen wegen überfüllter Friedhöfe bekannt. Spätestens im 12. Jahrhundert entwickelte sich daher ein neuer Gebäudetypus – der Karner. Aus dem lateinischen Wort carnarium („Fleischkammer") abgeleitet, steht dieser meist runde Grabbau unmittelbar neben dem Altarraum der Kirche, jedoch frei am Friedhof. Entgegen zahlreicher Deutungen dienten Karner nie als Taufkapellen, ihr einziger Zweck war der einer Aufbahrungshalle sowie einer darunter gelegenen Beinkammer. Der kapellenartige Hauptraum zeigt traditionell eine Altarnische, meist mit nach außen vortretender Rundapsis, und ist herkömmlich dem Erzengel Michael, dem Seelenwäger geweiht. Das gruftartige Untergeschoß war nicht allgemein zugänglich und diente zur endgültigen Lagerung von alten Knochen neuerlich belegter Gräber. Somit konnte man den Platzmangel am Friedhof einigermaßen ausgleichen.

Während Karner nur vereinzelt im 12. Jahrhundert zu finden sind (Hardegg), kommt es im 13. Jahrhundert parallel zur rasanten Bevölkerungsvermehrung zu einem regelrechten Bauboom, dessen zahlreiche Beispiele noch heute einen festen Platz in Niederösterreichs Kulturlandschaft haben. Neben Rundbauten entwickelten sich rechteckige (Winzendorf) und polygonale (Tulln) Sonderformen. Vereinzelt wurden auch Grüfte (Sollenau) und Grotten (Pitten) adaptiert. In der Spätromanik etablierten sich Karner zu qualitätvollen Schaustücken der zeitgenössischen Kunst. So zeigen etwa die Bauten in Mistelbach, Bad Deutsch-Altenburg und Hainburg reich gestaltete Prachtportale, der Karner in Pulkau dürfte sogar als architektonisches

Tulln, 11-eckiger Dreikönigskarner für Herzog Friedrich II. Die Form wird auf den Kettendom in Jerusalem, dem überlieferten Gerichtsplatz der biblischen Könige David und Salomon zurückgeführt.

Tulln, Fresken im Karner, Ausschnitt der Hölle (links)



Mödling, Fresken im Karner, Anbetung Mariens mit Kind durch die Könige (rechts)

Symbol passauisch-bischöflicher Macht im Babenbergerreich gedient haben. Den Höhepunkt dieser Entwicklung lieferte der letzte Babenbergerherzog Friedrich II. (1230-46), dessen ambitioniertes Bauprogramm auch Karner umfasste. Sein Abkommen mit dem Kaiser, Österreich zum Königreich zu erheben, wurde durch entsprechend ausgestaltete Prunkkarner in Wien, Wr. Neustadt, Mödling, Tulln und Hartberg betont. Dominierend sind hier die prachtvollen freskalen Ausstattungen mit bevorzugter Darstellung von Königen und Herrschaften.

Im Spätmittelalter dienten Friedhöfe als belebte Orte der Begegnung. Steinerne Totenleuchten, Kalvarienberge, Kreuzwege und Totentanzdarstellungen, private Stifterkapellen und Verkaufsbuden begleiteten Prozessionen, Trauungen und Predigten. Für die Gemeinde konnten sie als Versammlungs- und Richtstätten dienen. Auch Volksfeste und ausgelassene Tänze sind bis in die frühe Neuzeit überliefert.

Nicht zuletzt konnten Friedhöfe als Schutzort für die Bevölkerung helfen und Vieh und Getreide aufnehmen. Seit frühester Zeit besaßen vor allem Grenzgemeinden das Recht, den Friedhof zur Verteidigung zu nutzen. Aus dem 12. Jahrhundert haben sich in Bernhardstal und Leobersdorf entsprechende Mauerreste erhalten, 1252 ist Mödling als Hort gegen Ungarneinfälle schriftlich dokumentiert. Im 1254 erlassenen Landrecht Ottokars II. wurde diese Befestigung zwar verboten, jedoch erforderten ständige Bedrohungen eher neue Anlagen. Vor allem in der Buckligen Welt, aber auch in der Wachau zeugen noch heute zahlreiche burgartige Wehrkirchhöfe von diesem Kampf auf dem Friedhof gegen den eigenen Tod.

Mödling, Karner für Herzog Friedrich II. Das Stufenportal wird von einer Loggia für Reliquien bekrönt.

Jüdische Friedhöfe in Niederösterreich

Entwicklungen und status quo

Tina Walzer

Jüdische Friedhöfe zählen zu den letzten übrig gebliebenen Orten jüdischen Lebens in Österreich und legen Zeugnis ab von einer untergegangenen Welt, von der Vergangenheit dieses Landes und von einem wesentlichen Aspekt der Geschichte Österreichs. In Österreich sind derzeit 67 jüdische Friedhöfe bekannt, 31 davon alleine in Niederösterreich. Ihr Erhaltungszustand ist generell schlecht.

Die Halacha, das religiöse Gesetz des jüdischen Glaubens, verpflichtet die jüdischen Gemeinden zur immerwährenden Erhaltung ihrer Friedhöfe und aller Grabstätten. Nach der Halacha gehört ein jüdisches Grab ausschließlich dem Toten. Es ist auf ewig unantastbar. Dem religiösen Gebot folgend müssen daher ein jüdisches Grab und ein jüdischer Friedhof auf ewige Zeiten bestehen bleiben.

Die jüdischen Friedhöfe Österreichs wurden von den lokalen jüdischen Gemeinden angelegt und bis zu deren Zerstörung und der Enteignung, Vertreibung und Ermordung der durch den NS-Staat als Juden verfolgten Menschen benutzt. Nur an Orten, wo sich nach 1945 wieder eine jüdische Gemeinde bilden konnte, erfüllt auch der Friedhof weiter seine ursprüngliche Funktion, alle anderen jüdischen Friedhöfe sind geschlossen, ihre Existenz ist heute vielfach unbekannt. Sie sind verwaist: Die ausgelöschten jüdischen Gemeinden und ihre ermordeten oder vertriebenen Angehörigen können für die Sanierung der österreichischen jüdischen Friedhöfe keine Verantwortung mehr tragen, und ihre Nachfolgeorganisationen sind bei weitem zu klein, um diese Aufgabe alleine übernehmen zu können. Die Israelitische Kultusgemeinde Wien (IKG) hat als Rechtsnachfolgerin aller zerstörten jüdischen Gemeinden in Niederösterreich und dem Burgenland seit 1945 insgesamt mehr als 350.000 Grabstellen zu versorgen. Das überschreitet die Anzahl ihrer heutigen Mitglieder und damit auch ihre Kräfte um ein Vielfaches.

Mödling, vorbildlicher Pflegezustand. Umgefallene Grabsteine wurden provisorisch an die Friedhofsmauer gelehnt.

Die denkmalpflegerischen Herausforderungen der einzelnen Friedhöfe sind in ein breites Spektrum aufgefächert, variieren die Erscheinungsformen doch zwischen Arealen bzw. Grabsteinen aus dem 15. und solchen aus dem 20. Jahrhundert, zwischen Anlagen von mehreren hundert und solchen mit nicht einmal 10 Grabstellen. Pflegearbeiten werden von lokalem Engagement getragen. Eine Sanierung der Schäden aus der NS-Zeit hat kaum stattgefunden. Neben baulichen Mängeln stellen sie für das Fortbestehen dieser religiösen Einrichtungen eine ernsthafte Gefahr dar. Dazu kommen Schäden durch Vandalismus, Diebstahl, Umwelteinflüsse sowie Beschädigungen durch laienhafte Betreuung und unsachgemäße Wiederherstellungsversuche. Insgesamt ist ein massiver Substanzverlust an Grabdenkmälern feststellbar. Im Weißbuch über Pflegezustand und

Marchegg, Gedenkstein an der Stelle des vollständig zerstörten jüdischen Friedhofes

Sanierungserfordernisse der jüdischen Friedhöfe in Österreich, einem unveröffentlichten Gutachten von Tina Walzer im Auftrag der IKG Wien aus dem Jahr 2001 (sowie Aktualisierung 2008) wurde erstmals eine gesamtösterreichische Bestandsaufnahme vorgenommen.

Jüdische Begräbnisstätten in Niederösterreich

In Niederösterreich sind derzeit 31 jüdische Friedhöfe bekannt. Sie lassen sich in eigenständige Friedhofsanlagen, die im Grundeigentum der zuständigen jüdischen Gemeinde stehen, sowie konfessionelle Abteilungen auf Kommunalfriedhöfen einteilen. Daneben existieren Grabstellen von Juden außerhalb von Friedhofsverbänden – Massengräber auf freier Flur, aus den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges, in denen die Opfer der so genannten Todesmärsche verscharrt sind. All jene, die in der Nachkriegszeit aus solchen Massengräbern umgebettet worden sind, ruhen heute auf Opferfriedhöfen, Gedenkstätten oder in gekennzeichneten Massengräbern im Verband lokaler Friedhofsanlagen. Zu den eigenständigen jüdischen Friedhöfen im Eigentum der Israelitischen Kultusgemeinde Wien in Niederösterreich zählen, in alphabetischer Reihenfolge: Baden, Deutsch-Wagram, Dürnkrut, Gänserndorf, Göttsbach an der Ybbs, Groß-Enzersdorf, Hohenau, Hollabrunn, Horn, Klosterneuburg (Chewra Kadischa), Krems, Michelndorf, Mistelbach, Mödling, Neulengbach (Miriam-Verein), Neunkirchen, Oberstockstall, alter jüdischer Friedhof St. Pölten, Stockerau, Tulln, Waidhofen an der Thaya, Wiener Neustadt. Zu den jüdischen Abteilungen im Verband von Kommunalfriedhöfen, aber im Eigentum der zuständigen Kultusgemeinde Wien zählen in Niederösterreich der neue jüdische Friedhof St. Pölten sowie die jüdische Abteilung auf dem Syrnauer Friedhof Zwettl. Gegebenenfalls wurden über solche jüdischen Friedhofsabteilungen auf Kommunalfriedhöfen, die im Grundeigentum der Ortsgemeinden stehen, zwischen der Kultusgemeinde Wien und den lokalen Behörden Vereinbarungen über eine Bestandszusicherung auf Friedhofsdauer getroffen, und zwar in Bad Pirawarth sowie in Korneuburg. Im Verband von Kommunalfriedhöfen wurden zerstört: Bruck an der Leitha (Grundeigentum Stadt, ungekennzeichnet), Marchegg (Grundeigentum Stadt, Denkmal), Zissersdorf (Grundeigentum Ortsgemeinde, Denkmal). Vermutlich existierte in Laa an der Thaya ein eigener jüdischer Friedhof, der 1945 in einen russischen Soldatenfriedhof umgewandelt wurde. Folgende jüdische Friedhöfe stehen im Privateigentum Dritter, zumeist sind sie zerstört, teilweise auch überbaut:

Waidhofen an der Thaya, links im Bild sowie im Hintergrund das Areal des jüdischen Friedhofes

Horn, Friedhofsgebäude im historistischen Stil

alter jüdischer Friedhof Ybbs, alter jüdischer Friedhof Krems. Zusätzlich zu den jüdischen Gräbern in Friedhofsverbänden sind auf dem Gebiet von Niederösterreich derzeit 34 Massengräber bekannt, davon wurden 3 exhumiert, 2 wurden möglicherweise aufgelassen, 1 Grab wurde überbaut.

Status quo der jüdischen Friedhöfe in Niederösterreich

Im Januar 2001 schloss die österreichische Bundesregierung mit der Regierung der USA und dem Bundesverband der jüdischen Gemeinden Österreichs das Washingtoner Abkommen (BGBl. III Nr. 121/2001) zur Regelung von Fragen der Restitution und Kompensation jüdischen Eigentums, das während der NS-Zeit geraubt worden ist, ab. Es bezieht sich auch auf die jüdischen Friedhöfe in Österreich. Seither wird zwischen Bund und Ländern um eine politische Lösung zur Umsetzung dieses vertraglichen Zugeständnisses gerungen.

Grundsätzlich hat das Weißbuch 2001 bei Behörden zu einer sensibilisierten und durchwegs konstruktiven Haltung im Umgang mit jüdischen Friedhöfen geführt. Die Pflege der Areale wird von lokalem Engagement getragen – viele Ortsgemeinden führen in Eigeninitiative diese Aufgaben aus, so gut sie es vermögen. Instandsetzungsarbeiten jedoch liegen meist außerhalb der Möglichkeiten von Ortsgemeinden. Im Allgemeinen werden auf den jüdischen Friedhöfen lediglich die gröbsten baulichen Mängel aus Gefahrengründen mitunter beseitigt. Einen Grundkonsens über die Instandsetzung und Erhaltung der jüdischen Friedhöfe herbeizuführen wäre daher zur langfristigen Sicherstellung von kontinuierlicher Pflege und fachgerechten Sanierungen dringend notwendig.

Seit dem Abschluss des Weißbuches 2001 haben sich in einigen Gemeinden private Gruppen gebildet, die sich auf lokaler Ebene freiwillig für die Pflege und Instandsetzung der jüdischen Friedhöfe engagieren. Die Vereine, Interessierten und Volontäre leisten wertvolle Arbeit, die wesentlich dazu beiträgt, dass sich das Erscheinungsbild der jüdischen Friedhöfe in den von ihnen betreuten Gemeinden verbessert hat. Dieses freiwillige Engagement führt das große Interesse der örtlichen Bevölkerung an den jüdischen Friedhöfen und ihre Bereitschaft, für die Erhaltung der Reste jüdischen Lebens in ihren Orten einzutreten, vor Augen. Es ist auch geeignet, Wege aufzeigen, wie in größerem Rahmen – auf Länder- und Gemeindeebene – in der Frage der jüdischen Friedhöfe vorgegangen und kooperiert werden könnte. Das Engagement der lokalen Zivilgesellschaft kann die langfristig, kontinuierlich von Bund und Ländern zu leistende Unterstützung jedoch sicherlich nicht ersetzen.

Deutsch-Wagram, Einfriedung. Der Zaun ist nur lückenhaft vorhanden. Der jüdische Friedhof wurde vollständig zerstört, nur ein Gedenkstein verweist heute auf die eigentliche Bedeutung des Ortes.

Jüdische Friedhöfe in Niederösterreich

Name	Belegungszeitraum	Anzahl erhaltener Gräber / Grabsteine
Bad Pirawarth	20. Jh.	10 Gräber erkennbar / 7 Steine
Baden	19. und 20. Jh.	1.798 Personen
Bruck an der Leitha	unbekannt	Keine / Grabstellen neu belegt / keine Steine / 1 Massengrab
Deutsch-Wagram	19. und 20. Jh.	Anzahl Gräber unbekannt / keine Steine
Dürnkrut	19. und 20. Jh.	14 Gräber erkennbar / 9 Steine
Gänserndorf	19. und 20. Jh.	120 Gräber erkennbar
Göttsbach an der Ybbs	19. und 20. Jh.	136 Gräber erkennbar / 97 Grabsteine
Großenzersdorf	19. und 20. Jh.	86 Gräber erkennbar
Hohenau	19. und 20. Jh.	128 Gräber erkennbar / 85 Steine
Hollabrunn	19. und 20. Jh.	150 Gräber erkennbar / 130 Steine u. 4 Grüfte
Horn	19. und 20. Jh.	107 Gräber erkennbar / 177 Personen
Klosterneuburg	19. und 20. Jh.	652 Gräber erkennbar
Korneuburg	19. und 20. Jh.	9 Steine und 12 Grabtafeln / 1 Massengrab
Krems	19. und 20. Jh.	500 Gräber erkennbar
Laa an der Thaya	unbekannt	Anzahl Gräber unbekannt / keine Steine
Marchegg	19. und 20. Jh.	Anzahl Gräber unbekannt / keine Steine
Michelndorf	19. und 20. Jh.	6 Gräber und 5 Steine erkennbar
Mistelbach	19. und 20. Jh.	131 Gräber erkennbar
Mödling	19. und 20. Jh.	373 Personen
Neulengbach	19. und 20. Jh.	71 Gräber erkennbar / 56 Steine
Neunkirchen	19. und 20. Jh.	150 Gräber erkennbar
Oberstockstall	19. und 20. Jh.	44 Steine
St. Pölten alt	19. Jh.	Anzahl Gräber unbekannt / keine Steine
St. Pölten neu	19. und 20. Jh.	181 Gräber erkennbar / 1 Massengrab
Stockerau	19. und 20. Jh.	136 Gräber erkennbar
Tulln	19. und 20. Jh.	13 Gräber erkennbar / 15 Symbolsteine
Waidhofen an der Thaya	19. und 20. Jh.	171 Gräber erkennbar
Wiener Neustadt	19. und 20. Jh.	250 Gräber erkennbar; auch Steine Mittelalter
Ybbs	unbekannt	Anzahl Gräber unbekannt / keine Steine
Zissersdorf	unbekannt	Anzahl Gräber unbekannt / keine Steine
Zwettl	19. und 20. Jh.	14 Grabsteine

Friedhöfe als Frei- und Grünräume

Christliche Kirch- und Friedhöfe als besondere öffentliche Frei- und Grünräume

Alfred R. Benesch

Dort, wo sich Menschen im Laufe ihres Lebens mehrmals und ein letztes Mal treffen, sind mythische und außergewöhnliche Orte entstanden – als unabdingbarer Teil unserer Siedlungslandschaft: Kirch- und Friedhöfe. Diese waren in erster Linie immer ganz besondere soziale Treffpunkte und Kommunikationsräume und werden gegenwärtig ästhetisch wie gemütsmäßig als „sakrale Tabuzonen" außerhalb der Alltagswelten empfunden. Sie sind Drehscheiben öffentlichen Lebens, Freiräume persönlichen Er- und Ab-Lebens – anfangs inmitten der Siedlungen gelegen. Über die Jahrhunderte zunehmend räumlich an die Ränder oder vor der Stadt gelagert. Eine räumliche Verschiebung, die auch mit der kontinuierlich veränderten gesellschaftlichen Wahrnehmung des Todes und Sterbens inmitten des Alltagslebens zu tun hat.

Der Begriff Friedhof ist ein relativ junger, noch 1888 schreibt das Meyers Konversations-Lexikon „neuerdings (hat man zweckmäßig) für die Totenäcker den Namen Friedhof vorgezogen". Im Kern des Wortes liegt bereits das, was diesen Ort besonders macht: ursprünglich ein eingehegter Raum als Vorhof zum Haus, später um Kirchen („atrium ecclesiae"), dessen Bedeutung dort rechtlich als im Freien liegender Asylort angesehen wurde. Gleichzeitig hat die urchristliche Praxis von vorzugsweisen Bestattungen in der Nähe von Heiligen und Märtyrern oder später deren Reliqiuen zu der rechtlichen auch eine spirituelle, sakrale gesellschaftliche Bedeutung mit sich gebracht. Die so entstandenen Kirchhöfe waren räumlich nicht nur zentrale Begräbnisplätze mit geweihter Erde (apud sanctos = bei/in der Nähe von Heiligen), in denen alle Christen ihre letzte Ruhestätte (der eigentliche Begräbnisplatz, das „coemeterium") fanden, sondern hatten offene, unbebaute und nicht mit Gräbern belegte Flächen rund um die Kirche. Diese Kirchhof-Gliederung in atrium ecclesiae und coemeterium ergibt sich aus der über Jahrhunderte üblichen, vielfältigen Nutzung als der zentrale soziale Raum der lokalen Gemeinschaft: Neben Asylraum wurden sie zu Gemeindeversammlungen, als Sammelplatz bewaffneter Mannschaften, für Märkte, Volksfeste, als Viehweide („sie ist des glockners khu, die darf auch auf dem kirchhof grasen gehen" Sprichwort aus 1588) etc. verwendet. Noch in den 1520ern beschwerte sich Martin Luther darüber, dass es keinen unruhigeren, gemeineren Ort in der ganzen Stadt gäbe als den Kirchhof, über den Tag und Nacht Menschen und Vieh laufen und „allerley drauff geschicht, vielleicht auch solche stüke, die nicht zu sagen sind". Es ist also kaum vorstellbar, wie die Kirchhöfe etwa bis zur Reformation ausgesehen haben – schmutzige, ungeordnete, unbefestigte Allzweckplätze, ohne die Verstorbenen würdigende Grabdenkmäler (außer an den Kirchenwänden), Stätten ohne Ruhe. Vielleicht waren neben den

Mittelalterliche Fresken an der Kirchenwand, am Beispiel Kirchhof St. Michael/Wachau. Lehrreiche Paradiesszene als räumliche Erweiterung und ästhetische Aufwertung des mittelalterlichen Kirchhofes

herrschaftlichen Grabmälern an den Kirchenwänden auch vielerorts Stelen mit Fresken üblich, die neben dem typischen Totentanz paradiesische Szenen bzw. lehrreiche biblische Bildfolgen darstellten und somit den Freiraum optisch erweiterten, verschönerten und mit gemalter Bepflanzung versahen. Reste davon sind z. B. aus dem 16. Jahrhundert auf dem ca. 600 Jahre alten Kirchhof von St. Michael/Wachau zu finden.

Die Situation wurde im Mittelalter zusätzlich durch die unverletzliche Totenruhe (wie bis dato auf jüdischen Friedhöfen gültig) erschwert, die eine regellose Überfüllung des Raumangebotes mit Bestattungen zur Folge hatte. Erst mit der zwischen dem 9. und 12. Jahrhundert eingeführten, auf wenige Jahrzehnte beschränkten Grabesruhe und den dazu beigestellten Beinhäusern/Karnern als neuem baulichem Element der Kirchhöfe, konnten sich die Zustände bessern.

Mit Einführung der protestantischen Auffassung, dass nicht der Ort an/um die Kirche das Grab heiligt, sondern das Grab den Ort, hat sich im Zeitalter der Reformation die erste Welle von Begräbnisorten-Neugründungen außerhalb der Siedlungszentren ergeben, die auch von den ersten hygienischen Überlegungen getragen war. Bis dahin hatte es nur Siechen- und Seuchen-Begräbnisstätten abseits der Siedlungen gegeben, neben den eigenständigen Friedhöfen der Klöster. Die so entstandenen „Gottesäcker" – so die Bezeichnung für jene außerhalb eines Wohnbezirks angelegten Friedhöfe – waren zwar weiterhin Orte unterschiedlichster Nutzungen, sollten für Andacht, Ehrfurcht und als Orte der Stille verstanden werden, vor allem mittels Betonung der Grab(gedenk)mäler, anstelle des bisherigen Totenkultes und seiner Liturgie. Ab ca. 1600 wurden auch einige in Niederösterreich angelegt, wie z. B. in St. Peter in der Au, Spitz/Donau, Großrust, Waidhofen/Ybbs. In der Gegenreformation wurde die Liturgie wieder aufs Höchste gefördert, wie die große Anzahl von Weihen, Segnungen und Räucherungen, kirchlichen Feiern und Prozessionen in Kirchen und damit innerhalb von Kirchhöfen dieser Zeit zeigt. In dieser Zeit wurden viele der bis heute erhaltenen Kirchhöfe mit teilweise prunkvollen Einfassungen, Portalen, Skulpturen-Schmuck und v. a. exklusiven Grabdenkmälern der Oberschichten, oft gleichzeitig mit barocken Kirchenerneuerungen und verstärktem Landschaftsbezug, verschönert. Beispiele von späteren überlieferten Ansichten der Kirchhöfe von Traismauer und Mank zeigen ähnliche Situationen.

Erscheinungsbild eines Kirchhofes im 17. Jahrhundert am Beispiel Traismauer, noch ohne Barockisierung (Quelle: Votivbild 1668 – Heimatmuseum Traismauer)

Die zweite für Niederösterreich wesentlich bedeutendere Welle neuer Friedhofsformen lösten die in den 1780er einsetzenden Reformen des Bestattungswesens durch Kaiser Joseph II aus. Nachdem alle innerhalb von Ortschaften liegenden Kirch- oder Friedhöfe zu schließen waren, mussten neue, meist rasterförmige, nach genauen Vorgaben geordnete, Begräbnisorte errichtet werden. Die planmäßige Anlage nach wissenschaftlichen Kriterien im Sinne der Aufklärung wurde von der damals in Hochblüte stehenden Gartenkunst aufgenommen, die sich von nun an für die Anlage und Gestaltung von Friedhöfen zuständig sah. Die damit einhergehende neue Sichtweise und ästhetische Zuordnung fasste einer der wichtigsten Gartentheoretiker, Christian Cay Lorenz Hirschfeld 1785 so zusammen: „Begräbnißplätze,

die demnächst außer den Städten anzuweisen sind, müssen eine Lage haben, die reinigenden Winden den Zugang verstattet, und eine ruhige, einsame und ernste Gegend. Sie gehören zu der melancholischen Gattung von Gärten.“ Eine Generation später präzisiert Ludwig Sckell 1825: „Also nur durch Pflanzungen kann ein solcher Trauer-Ort verschönert, und sein schauerlicher Charakter in ein heimlich mildes Bild verwandelt; nur durch sie und eine entfernt vom Wohnsitze der Lebenden gewählte nördliche Lage kann seine Ausdünstung auch weniger gefährlich gemacht werden.“ Auch wenn diese Theorien vornehmlich für städtische Räume Wirkung fanden, wurde eine Vielzahl neuer Begräbnisstätten in Niederösterreich seit Ende des 18. Jahrhunderts neu angelegt.

Sie alle zeigen aber, so weit die Quellen zugänglich sind, einfache Einfriedungen ohne weitere Ausschmückungen durch Bepflanzung. Solche wie die empfohlenen, mit Friedhof-umfassenden Baumzeilen (v. a. Pappeln und Linden), rasterförmigen Grasflächen mit niederen Sträuchern (v. a. duftende, wie Jasmin, Geißblatt, Flieder) oder/und Blumen waren vermutlich eher im städtischen Raum zu finden. Eine bildliche Vorstellung des ungefähren damaligen Eindruckes dieser aufklärerischen, ästhetischen Kriterien gibt eine Beschreibung des mittlerweile völlig abgekommenen evangelischen Friedhofs in Obergrafendorf von 1837: „(...) Mitten im Schoße einer ländlichen Natur, umgeben von schattiger Eichenwaldung, ist dieses liebliche Plätzchen, ein wahrer Ort der Ruhe und des Friedens, der seinen Sitz in den so freundlichen Auen aufgeschlagen hat.“ Nicht nur die Nutzung, sondern v. a. die gesellschaftliche Bedeutung des Friedhofes hat sich damit radikal verändert. Das kommt auch in der Diskussion um den wichtigen Anteil der Bepflanzung bei Neugestaltungen zum Ausdruck, die sowohl Teil der hygienischen Planung (z. B. Verwendung bestimmter Kräuter, Sträucher zum Einsaugen der „schädlichen Dünste“) als auch des gewollten ästhetischen Erscheinungsbildes waren. Der Unmut vieler Bevölkerungsschichten, die trotzdem den Kirchhof weiterhin als Kommunikations-, aber auch Repräsentationsraum nutzten, gegenüber den einschneidenden aufklärerischen Reformauflagen ist heute schwer nachvollziehbar. Bei den meisten Kirchhöfen, die in Niederösterreich bis dato die dominante Ausprägung sind, haben die Josefinischen Reformen erst viel später – oder nie – gegriffen.

Erscheinungsbild eines Kirchhofes im 18. Jahrhundert am Beispiel Mank, mit Barockisierung und Einbindung des Karners in Kreuzweg-Stationen (Quelle: Tafelbild 1738 – Sakristei Pfarrkirche Mank)

Der nächste große Entwicklungsschritt vom Kirchhof über den Gottesacker hin zum völlig eigenständigen Frei- und nun v. a. Grünraum war ab 1870 getan – weg vom spirituell, sakral geprägten, hin zum ästhetisch kategorisierten Ruhe- und „Empfindungs-Raum“, der von einer staatlichen Instanz per Gebühren verwaltet und erhalten wird, unter professioneller planerischer Anleitung und gärtnerischer Aufsicht. Der weitere gestalterische Schritt hin zu jenen Ende des 19. Jahrhunderts entstandenen, großen, planmäßigen Friedhofsanlagen war damit vorgegeben: Fast ausschließlich in den anwachsenden Städten wurden nun Begräbnisstätten im Sinne von „Park-Friedhöfen“ gestaltet, zunächst noch in formalen Mustern, später in landschaftlicher, unregelmäßiger Form, alle mit eigenen Friedhofsgärtnereien ausgestattet. Sämtliche großen Stadtfriedhöfe – z. B. St. Pölten, Wiener Neustadt, Korneuburg, Waidhofen/Ybbs, Stockerau

Barocke Überreste im Ravelsbacher Friedhof

usw. – stammen aus dieser Zeit, wurden danach noch oftmals umgestaltet, erweitert, ein Teil ihrer Grünraumausstattung ist heute noch prägend.

Die spätestens dann aufgelassenen bzw. teilweise bis heute erhaltenen Kirchhöfe wurden ebenfalls den neuen Gestaltungskriterien, so weit wie möglich, angepasst oder in zentrale Platz- bzw. Grünanlagen umgewandelt. Solche vom Kirch-/Friedhof zum Park gewordenen Anlagen sind z. B. der Kirchenpark in Retz, Stadtpark Stockerau, Kirchengarten Hohenau, Schillerpark Waidhofen/Ybbs.

Ein Kirchhof am Ende seiner Nutzungszeit, am Beispiel von Retz – ein Wiesengarten mit blumenpflückenden Kindern

Die Weiterentwicklung der Park- zu regelrechten Waldfriedhöfen lässt sich vereinzelt auch im ländlichen Raum beobachten, wo die Friedhofsanlagen förmlich im umliegenden Naturraum zu verschwinden scheinen. Dieses Konzept weitergeführt bringt jene in jüngster Zeit zunehmenden Natur-Bestattungsformen mit sich, für die keine Friedhöfe mehr benötigt werden, oder jene virtuellen Friedhöfe, die nur mehr im Internet existieren.

Erst in der Zwischenkriegszeit setzte im deutschen Sprachraum eine rationalere Gegenbewegung ein, die sich gegen die Idyllisierung der Friedhöfe richtete, hin zu einer funktionalen Gestaltung. Wie der Stadtplaner Hugo Koch bereits 1914 schreibt, „Der Park, wie wir ihn kennen gelernt, soll eine Erholungsstätte für die Masse des Volkes sein; er soll dem Drang nach Spiel und Sportbewegung entsprechen und in seinem weiteren Teil reinen Naturgenuss bieten. Beides vermag der Friedhof nicht. Die Stätte des Todes gleich der Stätte des Lebens zu gestalten, ist verfehlt."

Der Begräbnisort ist daher zu einem vom Alltag ausgelagerten Freiraum geworden, mit rational abwickelbarem Sterben und Trauern als Massenphänomen. Typisch für Niederösterreich ist jedoch, dass diese Entwicklung vorwiegend in den wenigen großen Städten stattgefunden hat, während im ländlichen Raum noch alle Übergangsformen von Kirch- und Friedhöfen zu finden sind, wobei die dörflichen Kirchhöfe immer noch überwiegen.

Die Anonymisierung, die Säkularisierung und die räumliche Lage abseits alltäglicher Kommunikations-Orte und Treffpunkte bringt bei allen Friedhofstypen eine weitgehende Nivellierung des Erscheinungsbildes mit sich: Die gestalterische Qualität der vor 100 Jahren stark durchgrünten Freiräume entwickelt sich auf den ländlichen, zeitgenössischen Friedhöfen deutlich weg von den um die Jahrhundertwende gepflegten Idealen ästhetisch ansprechender Grün- und Parkräume, hin zu pflegeleichten, pflanzenarmen und von Grabsteinen dominierten Flächen. Ein Prozess, der den gegenwärtigen gesellschaftlichen Konventionen der Ökonomisierung und Rationalisierung bei gleichzeitiger Säkularisierung entspricht: besser ein

Zur Veränderung von Kirchhöfen im Laufe der Generationen: Fotoserie des bis heute bestehenden Kirchhofes von Zelking um 1900, in den 1980ern und 2009 als typisches Beispiel für die drastische Veränderung des Erscheinungsbildes, der Grünraumausstattung und damit der Freiraumqualitäten eines ländlichen Kirchhofs. Deutlich erkennbar wird parallel zur Veränderung der Grabmäler (von Gusseisen hin zu Stein) das Verschwinden der ausschließlich stauden- und blumendominierten Grabflächen mit Wiesenflächen dazwischen, hin zu polierten, flächigen Stein-„Wüsten" (links)

großer Grabstein mit Steinplatte und eine Vase als ein grünes, pflegeintensives Grab, mit Kieswegen dazwischen anstelle von Wiese oder Rasen.

Aus denkmalpflegerischer Sicht sind daher unbedingt die individuellen Qualitäten jedes Friedhofes als spezielles, kulturelles Ensemble zu begreifen, das neben den spirituellen, sakralen Komponenten jene der baulichen und der Grabdenkmäler sowie die Freiraum-/Grünraumgestaltung beinhaltet. Den Friedhofserhaltern und -„Nutzern", also allen, ist es überlassen, ohne weiteres Hintergrundwissen um die kulturgeschichtliche Bedeutung „ihres Friedhofes" diese Frei- und Grünräume pfleglich zu erhalten und gestalten. Wie bei vielen im Alltag belebten und genutzten Kulturdenkmälern werden allerdings die Qualitäten als soziale Freiräume ebenso wie als gemeinsames Kulturgut meist übersehen. Friedhöfe unterliegen daher gegenwärtig generell einer laufenden Abwertung hin zu einheitlichen, weitgehend „gesichts- und geschichtslosen Grabfeldern" – was allerdings Ausdruck unserer gegenwärtigen Gesellschaft und ihres Umgangs, ihres Verhältnisses zum Tod ist. Kirch- und Friedhöfe sind daher dringend in ihren Qualitäten als ganz spezielle Orte in unserer Alltagswelt zu erkennen und schützen, bevor sie behutsam weiterentwickelt und den jeweiligen zeitgenössischen Bedürfnissen angepasst gestaltet werden können.

Der Friedhof als Park am Beispiel des St. Pöltner Stadtfriedhofes

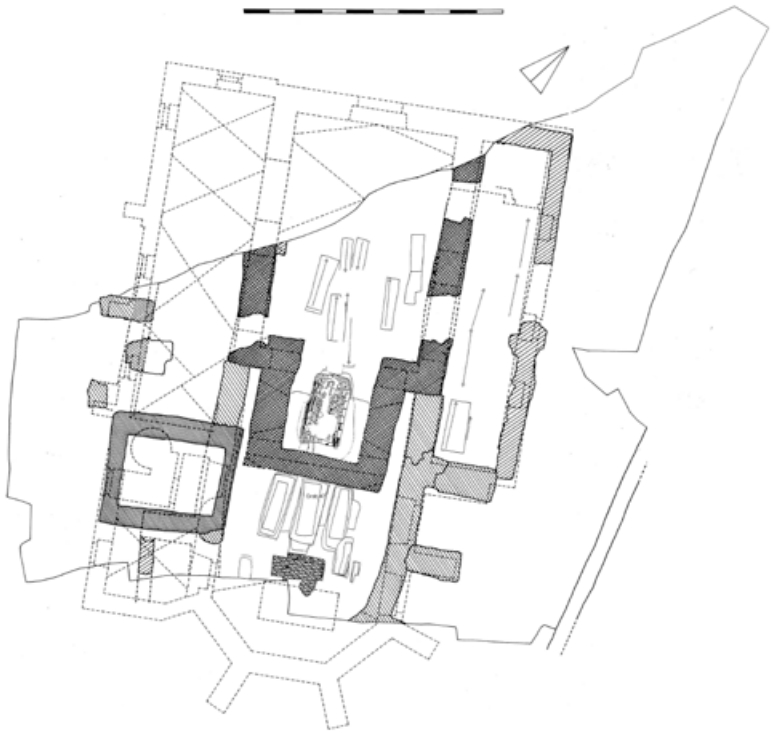
Grabungen in und um Kirchen

„…, dass kein Toter in der Kirche bestattet werden soll…“

Natascha Müllauer

Seit den ersten Kirchengründungen wurden Menschen in oder bei Kirchen bestattet. Der Wunsch der gläubigen Christen möglichst nahe einem Märtyrergrab oder dessen Reliquien beim Altar beigesetzt zu werden, um dadurch ewiges Seelenheil zu erlangen, verband Kirche und Grab über Jahrhunderte hin.

Die ursprünglich bestehende räumliche Trennung zwischen Siedlungs- und Bestattungsort wurde dabei immer mehr aufgeweicht. Archäologische Befunde zeigen deutlich das Spannungsfeld zwischen dem kanonischen Recht, dass dieser Tendenz mit Verboten und Ausnahmeregelungen entgegenzuwirken versuchte, und der Praxis, in den Kirchen zu bestatten. Diese Praxis versuchte auch der Reformkaiser Joseph II. mit seiner Bestattungsreform zu unterbinden. Es dauerte allerdings eine ganze Weile, bis sich diese Tradition endgültig auflöste. Er selbst aber hat sich mit der Bestattung der Habsburger in der Kapuzinergruft eine Ausnahme geschaffen.



Wien, Grundriss der alten Hütteldorfer Pfarrkirche, nach einem Plan aus dem Penzinger Bezirksmuseum von Bodal, Grabungsbefunden und ausgegrabenen Kirchengräbern. (Planbearbeitung: N. Müllauer/G. Reichhalter)

Der Drang, dem Heiligsten auch im Tod möglichst nahe zu sein, führte zu einer feinen Sozialtopographie der Grablegen in der Kirche und im Kirchhofsbereich, die durch den archäologischen Befund sichtbar gemacht werden kann. War es anfangs nicht so relevant, ob die Grablege in oder außerhalb der Kirche angelegt wurde – die Kirchenmauern wurden nicht zwingend als Barriere zum Heiligsten gesehen – kam es im Laufe der Jahrhunderte zu einer starken sozialen Differenzierung zwischen Kirchen- und Friedhofsgräbern.

Der prominenteste Platz in der Kirche war sicherlich vor dem Altar. Während zunächst nur Kleriker und Stifter bzw. Stifterfamilien in den Kirchen ihre Ruhestätte fanden, wurde dieses Privileg in Folge auf vornehmlich männliche Angehörige privilegierter Bevölkerungskreise, Wohltäter und wohlhabende Bürger ausgedehnt. Aber auch Frauen haben in diesem Bereich ihre letzte Ruhestätte gefunden, wiewohl bei archäologischen Grabungen festzustellen ist, dass Frauengräber im Kircheninneren durchwegs unterrepräsentiert sind. Einen besonderen Befund stellt hier die Bestattung einer wohlhabenden Frau aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts in der Pfarrkirche von Kleinwien/Paudorf/NÖ dar. Sie wurde direkt vor dem Altar zur Ruhe gelegt, bekleidet mit einem kostbaren Gewand aus Seide. Letztendlich war es aber sicherlich eine Kostenfrage, wie nahe der Reliquie man begraben werden konnte.

Doch nicht nur innerhalb der Kirche, auch im Friedhofareal kam es zu einer Art hierarchischer

Paudorf, Kleinwien, St. Blasien, Bestattung einer jungen Frau mit Resten der Kleidung aus Seide

Aufteilung der Grablegen. Die Position unter der Dachtraufe war die bestmögliche außerhalb der Kirchenmauern. Innerhalb des Friedhofes gab es unterschiedlich würdige Plätze, die auch bestimmten Bevölkerungsgruppen wie Mönchen oder Taufkindern zugeordnet sein konnten. Im Friedhofsbereich zeigt sich anfangs eine kreisförmige Anordnung der Gräber um die Kirche. Die Gräber wurden, anders als im Kircheninnern, durch nachfolgende Bestattungen gestört, da sich der Brauch, einen genauen Lageplan der Grabstellen anzulegen, erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts allgemein durchgesetzt hatte.

Neben der Lage in oder außerhalb der Kirche macht auch die Art der Beigaben die soziale Differenzierung sichtbar. Anhand archäologischer Befunde lässt sich aber auch ein Mentalitätswandel im Umgang mit den Toten und den Glaubensvorstellungen darstellen. Die Toten wurden im Mittelalter meist in Totenhemden oder Leinentücher eingehüllt bestattet. Auch wenn sich Särge und Totenbretter vereinzelt schon sehr früh archäologisch nachweisen lassen, so setzt sich die Sargbestattung doch erst im 17. Jahrhundert allgemein durch. Üblicherweise wurden die Toten im Mittelalter gestreckt am Rücken liegend begraben, die Arme seitlich am Körper angelegt. Ab dem Hochmittelalter ändert sich die Armhaltung. Die Arme werden über dem Körper angewinkelt und die Hände auf der Brust oder im Schoß zu einem betenden Gestus gelegt. Dieser Gestus wird ab dem 16. Jahrhundert durch die Beigabe von christlichen Glaubenszeichen wie Rosenkränzen, Wahlfahrtszeichen, Kreuzen und Amuletten als Ausdruck der persönlichen Frömmigkeit verstärkt. Sie wurden den Verstorbenen um den Hals gelegt oder um die zum Gebet gefalteten Hände geschlungen.

Die Zuversicht des Mittelalters auf eine Wiederauferstehung dürfte durch die Reformation und die darauffolgende Reaktion der katholischen Kirche einer verbreiteten Unsicherheit gewichen sein, den Menschen schien es notwendig ihr gottgläubiges Leben auch im Grab zu demonstrieren.

Die religiösen Vorstellungen der Menschen, die regional sehr unterschiedlich sein können, spiegeln sich in den Bestattungen wieder. Mit dem Brauch, ab dem 16. Jahrhundert wieder Beigaben und persönliche Gegenstände mit ins Grab zu geben, werden auch die Ausprägungen des Volksglaubens in der Archäologie verstärkt greifbar.

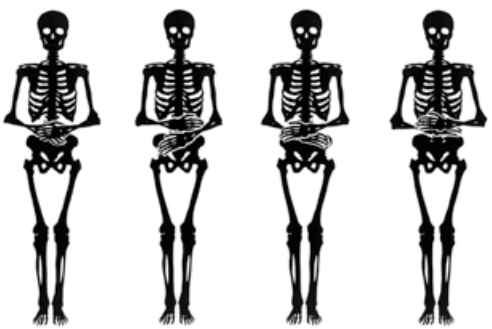
Güssing, Franziskanerkloster, Aurora Formantini († 1653) auf dem Totenbett, unbekannter Maler, 1653, Öl auf Leinwand, 103 x 220 cm

Brixen, Südtirol, Dom Kreuzgang, 11. Arkade, Werke der Barmherzigkeit – Tote begraben, Freskomalerei, 1420-1430

So wurden beispielsweise unverheirateten Mädchen eine Totenkrone aus kunstvoll geformten Blüten, Perlen und leonischem Draht mit Gewürzen und getrockneten Blumen als Hochzeitsschmuck mit ins Grab gegeben.

Aber auch die tief sitzende Furcht, dass Verstorbene aus dem Totenreich zurückkommen, ist hinter vielen mysteriösen Befunden zu vermuten. Gerade Bestattungen, bei denen der Tote durch Steine oder Nägel im Grab befestigt, gefesselt, geköpft oder am Bauch liegend bestattet wurde, werden mit der Angst vor Wiedergängern erklärt. So könnte es sich auch bei der Bestattung eines Mannes in der ehemaligen Hütteldorfer Pfarrkirche in Wien um einen solchen Fall handeln. Dem Verstorbenen wurde auf die gefalteten Hände ein großer Steinbrocken gelegt. Die Vermutung, dass dieser während des Verfüllens bzw. im Laufe des Zerfalls des Grabes an diese Stelle gelangte, hält nicht stand, denn auf dem Gesteinsbrocken lag ein Gagatrosenkranz mit einem Wallfahrtsanhänger aus Maria Zell, der dem Toten um den rechten Unterarm gelegt wurde.
Der Stein wurde also nachweislich vor Verschluss des Sarges auf die Hände des Verstorbenen gelegt.

Kirchengräber und Gräber aus dem Friedhofsbereich sind in der Interpretation nicht voneinander zu trennen. Nur beide gegenübergestellt geben die Möglichkeit, über das soziale Gefüge der Gemeinde Auskunft zu geben. Nicht selten haben spätere Bauphasen der Kirche den ehemaligen Friedhofsbereich überbaut und dadurch Bestattungen, die ursprünglich am Friedhof gelegen sind, zu Kirchenbestattungen gemacht, die von echten Kirchenbestattungen nur durch genaue stratigrafische Beobachtung zu unterscheiden sind. So bringt jede einzelne Kirchen- und Friedhofsgrabung neue Einblicke in die Mentalität unserer Vergangenheit und hilft Archäologen, Anthropologen und Historikern zahlreiche Fragen zum Totenbrauchtum, dem Umgang mit dem Tod, aber auch zum sozialen Gefüge der Gemeinde zu beantworten.



Bestattungsgesten (Grafik: G. Reichhalter)

„… die großen Prediger des Friedens!“

Kriegsgräber in Niederösterreich

Peter Fritz

Soldatenfriedhöfe – ein Thema für Niederösterreich? Knapp unter 50.000 Opfer des Ersten Weltkrieges und etwa 35.000 Opfer des Zweiten Weltkrieges sind in eigenen Grabanlagen oder Ortsfriedhöfen beerdigt. Nicht zu vergessen jene Tausenden, die in Feldgräbern liegen oder als vermisst gelten. Hinzu kommen noch einige Gräber aus dem Krieg von 1866. Nach Auskunft des Österreichischen Schwarzen Kreuzes/Kriegsgräberfürsorge (ÖSK) gibt es etwa 200 Anlagen im gesamten Bundesland. Hinzu kommen unzählige Denkmäler und Gedenktafeln für Kriegsopfer, oft mehrere in einer Gemeinde. Die große Zahl an Anlagen in Niederösterreich hat historische Gründe.

Der sowjetische Soldatenfriedhof Baden mit 579 beigesetzten „Rotarmisten“ unmittelbar neben dem Stadtfriedhof

Erster Weltkrieg

Im Ersten Weltkrieg befanden sich hier viele Lazarette und Kriegsgefangenenlager. Vor allem unter den Kriegsgefangenen gab es hohe Opferzahlen auf Grund schlechter Ernährung und Hygiene, Epidemien und Überbelegung in den Lagern.

Insgesamt wurden nach Kriegsende 39 Anlagen für Opfer aus der Zeit 1914-18 errichtet. Die heute noch erhaltenen größten Anlagen sind die Lagerfriedhöfe von Sigmundsherberg (2.494 Bestattete), St. Georgen/Ybbsfeld (1.839) oder Hart bei St. Georgen/Steinfeld (1.819). Nicht mehr erhalten ist der Friedhof des Flüchtlings- und Deportiertenlagers von Gmünd. Dort sollen Schätzungen zufolge über 30.000 Personen begraben worden sein. Umfangreiche Bestattungen gibt es weiters auf Stadtfriedhöfen wie Wiener Neustadt (1.032) oder St. Pölten (809).

Zweiter Weltkrieg

Bei den Kämpfen zu Kriegsende 1945 starben über 45.000 Soldaten der Deutschen Wehrmacht und etwa 25.000 Sowjetsoldaten auf österreichischem Boden. Ein Hauptschauplatz der Kämpfe war Niederösterreich, wo sich „Rote Armee“ und die Reste der Deutschen Wehrmacht, SS-Verbände, die Hitlerjugend usw. gegenüberstanden. Hauptziel der Sowjets war der möglichst weite Vorstoß in den Westen des Landes.

Laut ÖSK waren Kriegstote zu Anfang der 1970er Jahre auf über 900 Gemeinde- und Pfarrfriedhöfen verteilt, darunter viele Namenlose. In den 1970er und 1980er Jahren wurden diese Gräber geöffnet, die Leichen wo möglich identifiziert und in Sammelfriedhöfe umgebettet. Die größten darunter sind Blumau (4.402), Oberwölbling (4.027) oder Allentsteig (3.911). Von den österreichweit 216 Anlagen für Soldaten und

Am Sammelfriedhof St. Pölten wurden 1.449 Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg begraben. Gleich daneben befindet sich die Anlage für Tote des Ersten Weltkrieges.

Kriegsgefangene aus der Sowjetunion befinden sich alleine 100 in Niederösterreich.

Von besonderer Bedeutung ist der Lagerfriedhof von Sommerein mit laut ÖSK zumindest 10.000 Bestatteten aus dem Kriegsgefangenenlager Kaisersteinbruch. In Summe sollen in Niederösterreich etwa 50.000 Kriegsgefangene beider Weltkriege aus Europa und Asien beerdigt worden sein.

Gestaltung, Betreuung und Pflege

Dass diese Anlagen zum Großteil heute noch bestehen, hat mehrere Gründe. Humanitäre Aspekte, die Wahrung des Andenkens an die Toten und die Mahnung an die Gräuel des Krieges spielen eine große Rolle. Den Angehörigen geht es vor allem darum, Gewissheit über die letzte Ruhestätte, einen Ort für die Trauer zu finden. Rechtlich besteht für alle diese Grabstätten von Soldaten, Kriegsgefangenen und Zivilinternierten ewiges Ruherecht und sie sind dauernd zu erhalten. Die Verantwortung dafür liegt beim Innenministerium. Pflege und Erhaltung trägt vor allem ein privater Verein, das ÖSK. Und heute? Sie sind nicht „Heldengräber", sondern Stätten der Mahnung. Friedensnobelpreisträger Albert Schweitzer formulierte es so: „Die Soldatengräber sind die großen Prediger des Friedens."

Informationen im Internet unter:

www.osk.at
Österreichisches Schwarzes Kreuz – Kriegsgräberfürsorge

www.bik.ac.at
Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung, Vermisstensuche

www.bmi.gv.at
Bundesministerium für Inneres,
Abt. IV/7 Gedenkstätten und Kriegsgräberfürsorge

Auf den beiden Lagerfriedhöfen Wieselburg I und II sind 2.519 Kriegsgefangene des Ersten Weltkrieges begraben, der Großteil davon Russen.

Nicht nur das Andenken, auch das Denkmal gilt es zu bewahren!

Christian Gurtner
Martin Pliessnig

Die Friedhöfe Mitteleuropas, mit der oft unglaublichen Anzahl an Grabdenkmalen, sind von Natursteinen geprägte Kulturräume. Der Reichtum an verschiedenen Steinvarietäten kennt hier praktisch keine Grenzen, der Bestand umfasst sowohl regionale als auch importierte Gesteine. Ein sprunghafter Anstieg der Gesteinsvielfalt geht mit der einsetzenden Industrialisierung und dem Ausbau des Eisenbahnwesens im 19. Jahrhundert einher.

Parallel dazu offenbart sich in der Gestaltung der Grabmale und der Bestattungsorte der jeweilige Zugang einer Gesellschaft zu Sterben und Tod. Da die Beziehung zum Tod in der heutigen Zeit weitestgehend verdrängt ist, werden Friedhöfe eher als notwendige sanitäre Einrichtungen wahrgenommen und ihre Bedeutung als Denkmalbestand oftmals vernachlässigt.

Wien, Währingerfriedhof, jüdischer, historisch bedeutender Biedermeierfriedhof mit umfassenden statischen und konservatorischen Problemstellungen

Als Folge dieser Gesinnung ist der Aspekt der Konservierung und Restaurierung bei Erhaltungsmaßnahmen von Grabdenkmalen bedauerlicher Weise unterrepräsentiert und kommt eigentlich nur bei bedeutenderen Objekten und Ehrengräbern zum Tragen. Im Sinne der denkmalpflegerischen Erhaltung der Ensembles in all ihren historischen Facetten wäre jedoch die generelle Einbeziehung des Fachrestaurators in besonderen Friedhofsarealen wünschenswert, da die ansässigen Steinmetzbetriebe und Gärtner oft nicht über den substanzschonenden- und erhaltenden Zugang verfügen.

Das Spektrum der Problemstellung im Rahmen einer Konservierung und Restaurierung von Grabdenkmalen ist aufgrund der Materialvielfalt und der freien Expositur allumfassend und stellt dementsprechend hohe Anforderungen. Es gilt eine Vielzahl von unterschiedlichen Verwitterungsformen der einzelnen Gesteine richtig zu lesen und, auf Grund dieser Kenntnis, die geeigneten Methoden zur Erhaltung anzuwenden.

Ein wesentlicher Aspekt ist die Einarbeitungszeit in die jeweiligen Gepflogenheiten der einzelnen Friedhöfe, die unterschiedlichen Traditionen und Kulte der verschiedenen Glaubensgemeinschaften, die es zu respektieren gilt.

Die auf einem Friedhof allgemein mangelnden infrastrukturellen Rahmenbedingungen erfordern erhöhte Aufwendungen, um die heute in der Steinrestaurierung üblichen Methoden der Substanzerhaltung- und Sicherung zu ermöglichen: Die Zuleitung von Wasser und Strom muss für Arbeiten in situ bisweilen über weite Wegstrecken erfolgen. Die über den Bearbeitungszeitraum erforderliche wetterfeste Einhausung der Grabmale wäre oftmals ebenso unerlässlich wie ein Abbau in Teilen oder zur Gänze zwecks

Zwischenzustand der Entfernung dichter Bemoosung an einem jüngst entdeckten jüdischen Grabstein aus Wiener Neustadt (mittelalterlich)

Technisch aufwendige Entsalzung im Unterdruckverfahren zur Minimierung der Schadsalze

Verbesserung einer schadhaften Fundamentierung oder für dringlich erforderliche Entsalzungs- und Festigungsarbeiten. Einhausung und Abbau: Zwei aus Pietätsgründen und aus kultischer Sicht nur in wenigen Einzelfällen gestattete Eingriffe.

Schlussendlich die Tatsache, dass besonders in der bürgerlichen Grabkunst des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts die Materialkombination von Stein und Metall sich besonderer Beliebtheit erfreute. Für eine seriöse und zeitgemäße Bearbeitung ist hier eine enge Kooperation der Restaurierungssparten Stein und Metall unabdingbar.

Lassen sich, in gegenseitiger fachlicher Wertschätzung, restauratorische Ansätze mit der Erfahrung des Steinmetzen zugunsten der optimalen Erhaltung unserer Grabkultur vereinen?

Wien, Zentralfriedhof, Prunkvolle metallische Appliken an bürgerlichen Grabanlagen (Leuchter, Grabgitter etc.)

Wien, Zentralfriedhof, thermisch bedingt irreversibel verformte Inschrifttafel aus feinkristallinem Marmor

Wien, Friedhof St. Marx, unterschiedliche Verwitterungsformen im Regenschatten an porösen und saugfähigen Kalksandsteinen des Leithagebirges – Krustenbildung mit nachfolgender Abplatzung, Versalzung, biogene Besiedelung

Bedeutende Grablegen in Niederösterreich

Margit Kohlert

Die Babenberger Grablege im Kapitelsaal des Stiftes Heiligenkreuz

Der Kapitelsaal des Klosters dient nicht nur als Versammlungsraum der Mönche, sondern auch als Grablege der fürstlichen Förderer des Klosters, unter anderen befinden sich zehn Grabstätten von Babenbergern, darunter regierende Herzöge und deren Familienmitglieder, im Kapitelsaal.

Überwiegend erinnern einfache, in den Boden eingelassene Grabplatten mit Inschriften an die Verstorbenen. Das Hochgrab von Friedrich II., dem Streitbaren, († 1246) ragt unter den Grabdenkmalen wegen seines Typus und seiner künstlerischen Qualität hervor:

Ein mit Säulchen gegliederter Sarkophag trägt die Grabplatte mit der lebensgroßen, rundplastischen Figur des letzten Babenberger Herzogs. Er liegt in strammer Haltung in Waffenrüstung und hält Schwert und Landeswappen in Händen.

Das Grab Friedrichs II. ist ein Hauptwerk frühgotischer Skulptur in Österreich. Im Zuge der 1996 erfolgten Rekonstruktion des Hochgrabes konnten nicht nur seine stilistischen Vorbilder in Frankreich lokalisiert werden, sondern auch Erkenntnisse zu der weit über die Landesgrenzen hinaus ragenden Bedeutung des Herrschers gewonnen werden.

Heiligenkreuz, Stift, Kapitelsaal, Hochgrab Friedrichs II.

Die Grabdenkmale der Familie Kuefstein in der Pfarrkirche Mariae Heimsuchung in Maria Laach am Jauerling

Als die dem protestantischen Glauben angehörenden Grafen Kuefstein das Patronat inne hatten, erlangte die Kirche als Grablege des Grafengeschlechts einen neuen künstlerischen Höhepunkt. Fünf monumentale Totenschilder der Familie Kuefstein aus den Jahren 1603 bis 1628, das Epitaph der Anna von Kuefstein (1615) und das Freigrab des Johann Georg III. von Kuefstein (bez.1607) zählen zu den bedeutendsten Renaissancegrabdenkmälern Niederösterreichs.

Die Totenschilder aus farbig gefasstem Holz, mit Inschriften und Wappen, repräsentierten die Verstorbenen im Kirchenraum und waren meist nahe ihrer Grabstätte angebracht.

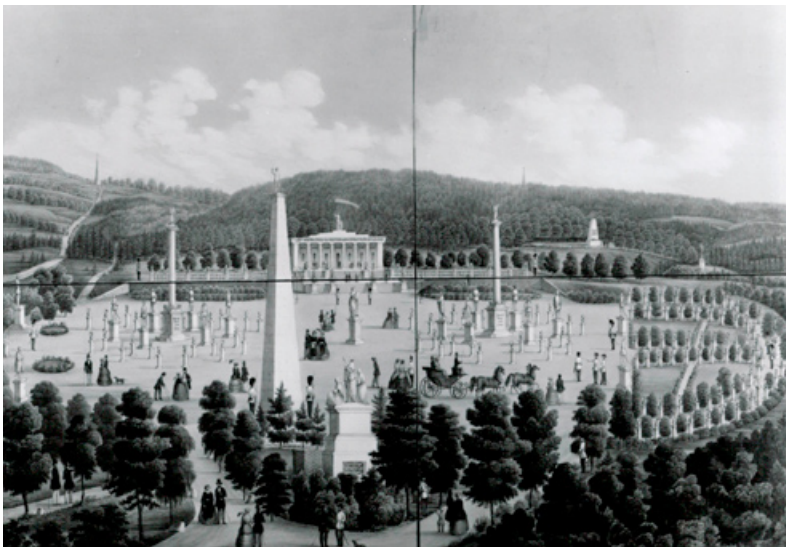
Das Epitaph der Anna von Kuefstein zeigt in der Mitte die Auferstehung Christi, ein aus Solnhofer Schiefer bestehendes, fast vollplastisches Relief von großer Feinheit. Es wurde vermutlich von einem aus der Werkstatt des Hofbildhauers Alexander Colin aus Mecheln stammenden Künstler geschaffen, ebenso wie auch das Hochgrab des Johann Georg III. von Kuefstein, das ursprünglich im Chor vor dem Altar errichtet wurde. Der monumentale Kenotaph trägt Kriegstrophäen, Bibelsprüche und biographische Inschriften des Verstorbenen und seiner Söhne und belegt das starke historiographisch-geneaologische Interesse.

Maria Laach, Pfarrkirche, Hochgrab des Johann Georg III. Kuefstein (rechts)

Totenschild des Hans Wilhelm Kuefstein (oben)

Epitaph der Anna von Kuefstein (unten)

Der Verstorbene kniet überlebensgroß in voller Rüstung auf einem Polster, den abgenommenen Helm vor sich hingestellt, die Hände zum Gebet gefaltet. Sporen und Schwert sind realitätsgetreu aus Metall, die Figur aus hellem Marmor. Johann Georg ist „in ewiger Anbetung" zum Altar gewendet, ein in Österreich seltenes Beispiel eines Renaissancegrabmales mit vollplastischer Darstellung eines Betenden.



Lithographie aus dem Album G. J. Pargfrieders von 1858, Der Heldenberg im Park zu Wetzdorf

Das Mausoleum für Johann Pargfrieder, die Feldmarschälle J.W. Graf von Radetzky und M. von Wimpffen und die Ruhmesstätte für die österreichische Armee am Heldenberg

Nach den siegreichen Feldzügen der österreichischen Armeen in Italien und Ungarn ließ der Unternehmer Joseph Pargfrieder, der als k.k. Armeelieferant und Gutsbesitzer reich geworden war, im Jahr 1849 einen Denkmalhain anlegen, bestehend aus einer Säulenhalle, zwei Siegessäulen und Zyklen von Büsten von Feldmarschällen und Kommandeuren, dem Kaisergarten mit einer Allee mit Büsten von Kaisern und Helden, allesamt in Eisen- und Zinkguss.

Die Mitte der Anlage bildet das Mausoleum des Bauherrn in Form eines schlanken Obelisken mit einem goldenen Todesgenius an der Spitze. In der Gruft ruhen Joseph Pargfrieder (1863) und – als würden sie sein Grab wie zwei Wächter flankieren – der von Pargfrieder hoch verehrte Feldmarschall Radetzky (1858) und Maximilian Freiherr von Wimpffen (1854), Generalstabschef in der Schlacht von Aspern.

Die steile Treppe hinab schreitend trifft man auf Skulpturen trauernder Frauen, in der ersten Gruftkammer auf geharnischte Ritter und die Grabplatten Radetzkys und Wimpffens. Der Zugang zur Grabstätte Pargfrieders befindet sich unter einer eisernen Falltür im zweiten Gruftraum.

Pargfrieder machte den Heldenberg Kaiser Franz Josef zum Geschenk, der ihn später der k.k. Armee vermachte. Die spätklassizistische Gedenkanlage zählt zu den eigenartigsten Denkmalszenarien, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat.

Eine Auswahl bedeutender Grabstätten in Niederösterreich

Ort	Person	Daten	
Alt-Weitra	Eduard Egon Landgraf zu Fürstenberg	1843-1932	Geheimer Rat, k.u.k. Kämmerer
Artstetten (Schloss)	Franz Ferdinand, Erzh. von Österreich-Este	1863-1914	österr. Thronfolger
	Sophie Herzogin von Hohenberg (geb. Chotek)	1868-1914	Gemahlin des österr. Thronfolgers
Bad Deutsch-Altenburg	Karl Leopold Hollitzer	1874-1942	akad. Maler
Baden bei Wien (Städt. Friedhof)	Richard Genée	1823-1895	Dirigent, Komponist, Librettist („Fledermaus“, „Bettelstudent“, „Nacht in Venedig“, „Gasparone“ u.a.)
Baden bei Wien (Helenenfriedhof)	Rudolf Graf Montecuccoli degli Erri	1843-1922	österr. Admiral, 1904-1912
Bad Vöslau	Robert Schlumberger Edler von Goldeck	1814-1879	Industrieller, Gründer der Wein- und Sektkellerei Schlumberger
Berndorf	Dr. h.c. Arthur Krupp und seine Gemahlin Margret	1856-1938	Fabrikant
Dürnstein	Max Suppantschitsch	1865-1958	Professor, akad. Maler, „Wachau-Maler“
Dunkelstein (bei Neunkirchen)	Graf Ernst Hoyos-Sprinzenstein		Vizepräsident des Herrenhauses
Eggenburg	Johann Krahuletz	1848-1928	Forscher und Sammler, Büchsenmacher und Eichmeister, Prof. der Geologie
Eggenburg (Burg Schleinitz)	Freifrau Anna von Sazenhofen	1874-1948	Romanschriftstellerin
	Marianne Hainisch	1839-1936	Begründerin der österr. Frauenbewegung
Feistritz (Pfarrkirche)	Ritter Wilhelm I. von Rottal und Gemahlin		
Gaming (Pfarrkirche)	Herzog Albrecht II. von Österreich und seine Gemahlin Johanna von Pfirt	1268-1358	Sohn von Albrecht I., Stifter der Kartause Gaming
Göttweig (Stiftskirche)	Altmann, Bischof von Passau	um 1015-1091	Gründer des Stiftes Göttweig, wird als Heiliger verehrt
Gumpoldskirchen (Ordenskirche)	Alois Graf von Harrach	1728-1806	Generalfeldmarschallleutnant, Kämmerer
Gutenstein	Ferdiand Raimund, eigentl. F. Raimann	1790-1836	Schauspieler und Dramatiker
Hardegg (Gruftkapelle)	Johann Karl Fürst Khevenhüller-Metsch, gen. der „Mexicaner“	1839-1905	kämpfte mit Kaiser Maximilian in Mexiko
Heiligenkreuz (Stiftskirche)	Martin Altomonte, eigentl. Hohenberg	1657-1745	österr. Barockmaler
	Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich	1211-1246	letzter Babenberger
Heiligenkreuz (Friedhof)	Marie Freiin von Vetsera	1871-1889	Geliebte des Kronprinzen Rudolf, schied gemeinsam mit ihm in Mayerling aus dem Leben
	Ferdinand Ritter von Mannlicher	1848-1904	Waffenfabrikant
Hollenburg (Wehrkirche)	Johann Heinrich Frh. von Geymüller	1754-1824	Bankier
Horn	Reichsgraf Franz Karl von Walderdorff		Kämmerer
Kirchstetten	Josef Weinheber	1892-1945	Lyriker („Adel und Untergang“, „Kammermusik“)
	Wystan Hugh Auden	1907-1973	Englischer Dichter („Zeitalter der Angst“), Prof. für Dichtkunst an der Univ. Oxford
Klosterneuburg, Stift	Leopold III., der Heilige, Markgraf von Österreich	um 1075-1136	Stifter der Klöster Heiligenkreuz und Klosterneuburg, Patron von Österreich, 1485 heilig gesprochen
Klosterneuburg-Weidling	Joseph Frh. von Hammer-Purgstall	1774-1856	Diplomat, Orientalist, Schriftsteller, Übersetzer orientalischer Dichtungen
	Nikolaus Lenau, eigentl. Nikolaus Franz Niembsch, Edler v. Strehlenau	1802-1850	Schriftsteller, Lyriker der Spätromantik, starb in geistiger Umnachtung
Krems an der Donau (Friedhof Stein)	Martin Johann Schmidt, gen. Kremser-Schmidt	1718-1801	Maler und Radierer
Kreuzenstein (Burgkapelle)	Johann Nepomuk Graf Wilczek	1837-1922	Weltreisender, Abenteurer, Schriftsteller, Gründer der Wr. Freiw. Rettungsges., Wiederhersteller der Burg Kreuzenstein
Lichtenegg	Johann Jakob Tschudi	1818-1889	Naturforscher, Staatsmann
Lichtenwörth-Nadelburg bei Wr. Neustadt	Anton Hainisch	1775-1837	Fabrikant
Lilienfeld (Stiftskirche)	Königin Margarethe	1205-1266	Gemahlin von König Ottokar II. von Böhmen
	Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör (von Oberwart)	1771-1847	Abt des Stiftes Lilienfeld, Patriach von Venedig, Erzbischof von Erlau, Epiker und Dramatiker
Lilienfeld	Mathias Zdarsky	1856-1940	Skipionier
Maissau	Hugo Graf Abensberg und Traun	1828-1904	Diplomat
Maria Laach am Jauerling (Pfarrkirche)	Johann Georg III., Frh. von Kuefstein und seine Gemahlin Freifrau Anna von Kuefstein	1536-1603	Kriegsheld, gotisches Hochgrab des flämischen Bildhauers Alexander Colin
Maria Schutz am Semmering	Franz Panhans	1869-1913	Gründer und Besitzer des gleichnamigen Hotels am Semmering
	Vinzenz Panhans	1865-1905	Gründer und Besitzer des gleichnamigen Hotels am Semmering
Miesenbach	Friedrich Gauermann	1807-1862	akad. Maler und Graphiker
Murstetten	Familie Althan		Epitaphe in der Kirche und Mausoleum oberhalb des Ortes
Perchtoldsdorf	Josef Hyrtl	1810-1894	österr. Anatom und Philantrop
Preßbaum-Dürrwien (Ortsfriedhof)	Egon Caesar Conte Corti	1886-1953	Historiker und Schriftsteller („Das Haus Rothschild“, „Elisabeth, die seltsame Frau“)
Purgstall an der Erlauf (Pfarrkirche)	Volkhard von Auersperg und Gemahlin	1626-1659	
St. Andrä-Wördern	Konrad Lorenz	1903-1989	Verhaltensforscher, Nobelpreis-Träger für Medizin 1973
St. Pölten (Dom)	Jakob Prandtauer	1658-1726	Baumeister (Stift Melk)
Heldenberg	Joseph Wenzel Graf Radetzky von Radetz	1766-1858	österr. Feldmarschall, Oberbefehlshaber der österr. Truppen, begraben gemeinsam mit Feldmarschall Max v. Wimpffen und Josef Pargfrieder
Wiener Neustadt (St. Georg Kirche)	Kaiser Maximilian I.	1459-1519	Kaiser von Österreich, Sohn von Friedrich III.
Wiener Neustadt (Neukloster)	Kaiserin Eleonore (Leonore von Portugal)	1436-1567	Gemahlin von Friedrich III. und Mutter von Maximilian I.

Die Grabkapelle der Familie Pacher von Theinburg auf dem Friedhof von Schönau an der Triesting

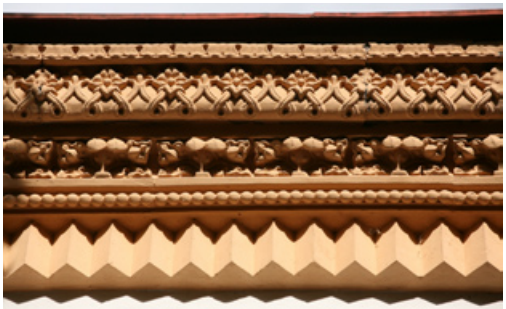
Otmar Rychlik

Grabkapellen waren – besonders im 19. Jahrhundert – bei Architekten geschätzte Aufträge, zumal sie sich bei diesen anspruchsvollen Kleinbauten, die der Repräsentation namhafter Familien gedient haben, künstlerisch oft besonders frei entfalten konnten. Hervorzuheben wäre etwa die Gruftkapelle der Freiherren von Erlanger auf dem Friedhof von Payerbach, die Heinrich von Ferstel entworfen hat, das Mausoleum der Familie Krupp in Berndorf von Victor Rumpelmayer, einem in Vergessenheit geratenen bedeutenden Architekten (der beispielsweise für den Fürsten Tassilo Festetics dessen ungarisches Schloss Keszthely prachtvoll umgebaut hat), das Mausoleum für Friedrich Schüler von Alexander von Wielemans auf dem Mödlinger Friedhof oder die vom Architekten stolz „signierte“ Kapelle der Familie Ludwig Schneider von Johann Scheiringer auf dem Friedhof von Bad Vöslau. Eines der interessantesten Beispiele seiner Art bietet die Gruftkapelle der Industriellenfamilie Pacher von Theinburg auf dem stimmungsvollen Privatfriedhof im Anschluss an den Ortsfriedhof von Schönau an der Triesting, von der hier noch ausführlicher die Rede sein wird.

Die Gründungsgeschichte und das weitere Schicksal der Tonwarenfabrik in Wagram (zwischen Kottingbrunn und Leobersdorf gelegen), die als erste Niederösterreichs mit der Produktion von Bauterrakotten wesentlich zur Ausbreitung des Historismus beigetragen hat, lässt sich insofern nur schwer rekonstruieren, als das Fabrikarchiv im Zweiten Weltkrieg vollkommen zerstört wurde, und die Forschung sich besonders im Hinblick auf deren Besitzer Victor Brausewetter in erster Linie auf Familienerinnerungen berufen muss, die in schriftlicher Form vorliegen.

Die bereits bestehende, allerdings auf Dachziegel, Steingutgeschirr (Weißgeschirr) und kleinere Ziergegenstände spezialisierte Fabrik dürfte 1839 an Ignaz Freiherrn von Doblhoff gekommen sein, und es muss keinesfalls als Zufall gewertet werden, dass der junge preußische Architekt Victor Brausewetter in demselben Jahr von dem Eigentümer angestellt wurde; vielmehr darf angenommen werden, dass Doblhoff den Wagramer Betrieb bereits mit der Absicht gekauft hat, ihn auf eine Bauterrakottenproduktion umzustellen und dazu der Erfahrungen eines Mitarbeiters bedurfte, der zumindest künstlerisch, vermutlich aber auch technisch mit diesem für Österreich neuen Zweig der Kunstindustrie vertraut war.

Schönau an der Triesting, Privatfriedhof, Gruftkapelle Pacher von Theinburg



In diesem Sinn ist wohl eine Textpassage Ludwig Försters in dessen „Allgemeiner Bauzeitung" von 1847 zu verstehen, die den Eindruck erweckt, als habe Doblhoff die Fabrik um der Bauterrakotten willen – denen allein das Interesse Försters gehörte – völlig neu begründet: Anton Freiherr von Doblhoff wird als Unternehmer erwähnt, „dessen Kunstliebe die Errichtung der Thonwaarenfabrik zu Wagram bei Baden verdankt wird, welche der Architekt Herr Brausewetter mit großer Umsicht und glänzendem Erfolge leitet". Victor Brausewetter war jedenfalls bereits ab 1839 Mit- und ab 1849 vermutlicher Mehrheitseigentümer des Unternehmens, zumal Ludwig Förster in seinen Erläuterungen über das „Freiherrl. v. Rieger'sche Haus" – von ihm selbst und Theophil Hansen entworfen – in der Wiener Wollzeile im Jahr 1852 ausdrücklich anmerkt: „Die Ornamente an den Faßaden und in der Eingangshalle sind von gebranntem Thon aus der wagramer Thonwaarenfabrik des Hrn. Brausewetter". Weitere wichtige Gebäude, an denen Brausewetter-Terrakotten zum Einsatz kamen, sind die 1846 in der Wiener Herrengasse errichtete „Niederösterreichische Statthalterei" von Paul Sprenger, die 1849 erbaute „Villa Pereira auf der Herrschaft Königstetten im Tullner Boden nächst Wien" – das Hauptwerk der Architektengemeinschaft Ludwig Förster und Theophil Hansen – und die von Wurzbach erwähnte Altlerchenfelderkirche bzw. das „k. k. Arsenal vor dem Belvedere".

Während Förster und Hansen bis 1851 gemeinsam und nach Beendigung ihrer Zusammenarbeit noch bis Mitte der fünfziger Jahre Brausewetter mit mehreren Aufträgen bedachten, erwuchs der Firma in der 1851 gegründeten „Thonwaaren und Terracottenfabrik" von Alois Miesbach und Heinrich Drasche – der Fa. Wienerberger – eine bedeutende Konkurrenz, die bereits in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre als Partner Hansens bevorzugt in Erscheinung trat und in den sechziger Jahren als Massenproduktionsbetrieb die Wagramer Terrakottenfabrik bei weitem überflügelte. Dennoch konnte sich Victor Brausewetter auch in den folgenden Jahrzehnten mit seinen qualitätvollen Produkten auf dem Markt behaupten, wobei er vor allem kleinere Bauten, Wohnhäuser und Villen, dekorativ ausstattete.

Die Schönauer-Pacher-von-Theinburg-Kapelle, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Victor Brausewetter selbst entworfen wurde, hat die Gestalt einer kleinen, offenen Pfeilerloggia auf hohem Steinsockel, deren zweibogige Hauptfront von einem gedrückten Dreiecksgiebel bekrönt wird, während sich die Längsseiten in dreifache Bogenstellungen gliedern. Das Bauwerk wurde inschriftlich (unter der Traufe der westlichen Längswand) 1847 errichtet und gehört somit zu den frühesten bisher bekannten von der Wagramer Fabrik ausgestatteten Objekten. Der Baukörper ist architektonisch klar disponiert und erhält seinen wesentlichen Akzent durch den Mittelpfeiler der Fassade, von dem aus sich die beiden Bögen öffnen, eine gekuppelte Bogenstellung ausbildend, wie sie für den „Rundbogenstil" des frühen Historismus typisch ist, wiewohl die damit angedeutete, im Innenraum keineswegs weitergeführte „Zweischiffigkeit" der Kapelle ein singuläres Fassadenmotiv ausbildet.

Diesem schlichten und eher strengen architektonischen Gestus antwortet nun die schönste Fülle dekorativer Versatzstücke, überall wo es möglich ist und wo bis zum Einsatz dieser neuartigen, industriell vervielfältigten Bauplastik die viel teurere und in der Herstellung zeitraubende Steinmetzarbeit Verwendung fand: Die Kapitelle, die Füllungen

Schönau an der Triesting, Privatfriedhof, Gruftkapelle Pacher von Theinburg, Fassadendetail (oben) Marienstatue (unten)

der Brüstungen zwischen den hohen Sockeln der Pfeiler an den Längsseiten aus quadratischen, durchbrochenen Platten, die Zwickelfelder über den Bogenstellungen mit Mohnblumenmotiven, die symbolisch auf den Schlaf des Todes anspielen, die vielfältigen Gesimse und Gesimsfriese, eine Fensterrosette in der Altarwand, der reich verzierte Säulenschaft an der Rückseite der Kapelle (wohl um eine Laterne zu tragen, deren Schein die Fensterrosette von außen magisch erhellt), selbst die Füllungen der Kassetten an den Innenseiten des offenen Dachstuhls sind

sämtlich in Terrakotta angefertigt und stellen insgesamt fast ein Musterbuch der Anwendungsmöglichkeiten dieser revolutionären baukünstlerischen Erfindung dar.

Den Höhepunkt bildet aber der Altar, ebenfalls ganz aus Terrakotta, mit Altartisch, dreibogigem Altaraufbau unter seichtem Dreiecksgiebel, darauf Kruzifix mit flankierenden männlichen Heiligen, vor der mittleren der drei Nischen des Retabels auf reichem Sockel eine Madonna mit Kind, die der Verfasser als Werk von Anton Dominik Fernkorn, der in seiner Jugend nachweislich für die Wagramer Fabrik gearbeitet hat, identifizieren konnte, welche offenbar über Jahrzehnte produziert worden ist. Der Inventarkatalog des „Technischen Kabinetts“ der Technischen Hochschule Wien, dessen Bestände sich heute im Technischen Museum befinden, verzeichnet die Sammlungszuwächse offenbar fortlaufend und unter der Nummer 33480 die noch heute vorhandene „Madonna mit dem Christuskinde nach Fernkorn, ausgeführt in Terracotta; auf einem hölzernen Postament, Dobblhoff (sic!) Wagram 1847“ – wobei „nach Fernkorn“ hier „nach Fernkorns Modell“ meint. Unter den zahlreichen, dem Verfasser bisher bekannt gewordenen Ausgaben dieser – für die österreichische Skulptur am Beginn des Historismus bedeutenden – Madonna wären etwa noch die bemalte Version am Chorhaupt der Stephanskirche in Baden, die ungefassten Exemplare der Pfarrhöfe von Bad Vöslau (um 1870) und Kottingbrunn (um 1900) oder die entlegenere silberbestrichene, an der Ortskapelle von Großhaslau bei Zwettl zu erwähnen.

Berndorf, Mausoleum Krupp (oben links)

Bad Vöslau, Gruftkapelle Schneider (oben rechts)

Payerbach, Gruftkapelle Erlanger (unten links)

Mödling, Mausoleum Schüler (unten rechts)

Ignaz Joseph Pleyels Ruhestätte am Pariser Friedhof Père-Lachaise

Martin Grüneis

Im 20. Pariser Arrondissement und somit im Osten der französischen Hauptstadt befindet sich der Friedhof Père-Lachaise. Zwar liegt er abseits der Hauptsehenswürdigkeiten, doch wird der als Prominentenfriedhof titulierte Ort der letzten Ruhe von vielen Besuchern aufgesucht, um den hier bestatteten Größen aus Politik, Wissenschaft, Kunst und Kultur an ihrer letzten Ruhestätte zu begegnen. So kann man in dieser Totenstadt an den Gräbern von Frédéric Chopin, Sarah Bernhardt, Yves Montand, Oscar Wilde, Gilbert Bécaud, Marcel Proust, Edith Piaf, Amadeo Modigliani, Max Ernst, Jim Morrison und unzähligen weiteren berühmten Persönlichkeiten vorbeiflanieren oder in Gedenken anhalten.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden damals noch außerhalb der Grenzen der Hauptstadt drei neue Friedhöfe angelegt. Neben jenen von Montparnasse im Süden und Montmarte im Norden der cimetière du Père-Lachaise. Dieser bezieht seinen Namen vom Beichtvater von Louis XIV, dem Père de la Chaise, und liegt auf einem der sieben Hügel von Paris.

Napoléon Bonaparte als großer Reformer des Rechtswesens veränderte auch die Bestattungsnormen. So hatte nun jeder Bürger das Recht auf eine Bestattung, unabhängig von Herkunft oder Religion. Daher finden sich die Grabstätten von Katholiken und Protestanten, von Juden und Muslimen nebeneinander, aber auch für Freimaurer, Atheisten oder Selbstmörder ist Platz. Père-Lachaise gilt als erster nicht konfessionsgebundener und moderner Friedhof, der wohl aus diesem Grund große Anziehungskraft auf die Bohème ausübte.

Erste Bestattungen am Père-Lachaise fanden ab 1804 statt, doch erfolgte erst ab 1808 durch den Architekten Alexandre-Théodore Brongniart die planmäßige Anlage der kurvenreichen Wege und schattigen Alleen im Auf und Ab des hügeligen Geländes. Der rund 9 Hektar große älteste Teil von Père-Lachaise wird als „romantischer Bezirk" bezeichnet und bildet den Kern der jetzt 44 Hektar großen Anlage. Sie ist die größte Grünfläche der Metropole.

Im Zentrum der Gräberanlage, nahe des Carrefour du Grande-Rond in der Division 13, befindet sich die letzte Ruhestätte eines großen Niederösterreichers. Hier liegt der 1757 in Ruppersthal geborene Ignaz Joseph Pleyel bestattet, der als Komponist europaweiten Ruhm erlangte. Er, einst Schüler von Joseph Haydn, galt um 1800 als meistgespielter Komponist und hat ein beachtliches Oeuvre hinterlassen. Schon Mitte 20 ging er anfänglich nach Straßburg und ließ sich später in Paris nieder. Hier hat er zunächst einen Verlag und später auch die bis heute

Informationen im Internet unter:
www.pleyel.at
www.pere-lachaise.com

bestehende Klaviermanufaktur „La Maison Pleyel“ gegründet. Mit 74 Jahren starb Pleyel im Jahr 1831 in Paris und wurde in einem Ehrengrab am Friedhof Père-Lachaise beigesetzt. Pleyel genießt hohe Wertschätzung in Frankreich. Über seine Mitwirkung an der Komposition der Französischen Nationalhymne, der Marseillaise, wurde immer wieder spekuliert, sie ist aber nicht nachweisbar. Das Andenken an den Niederösterreicher bleibt mit der „Salle Pleyel“, einem der wichtigsten Pariser Konzertsäle, im aktuellen Musikgeschehen der französischen Hauptstadt lebendig.

Heute hält die Internationale Ignaz Joseph Pleyel Gesellschaft (IPG) unter der Leitung von Professor Adolf Ehrentraud die Erinnerung an den Ruppersthaler wach und bemüht sich um die Pflege seines kulturellen Vermächtnisses. Sie betreibt auch ein kleines Museum am Geburtsort von Pleyel.

Auf Initiative der IPG und auf Kosten des Landes Niederösterreich wurde im heurigen Frühjahr das Ehrengrab des Komponisten, bestehend aus einer Säule ohne Kapitell auf quadratischem Sockel und umgeben von einem schmiedeeisernen Zaun, restauriert. Von der gelungenen Sanierung machte sich Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll Mitte Juni selbst ein Bild und legte einen Kranz an der Ruhestätte von Pleyel nieder. Über die Restaurierung gibt eine kleine Marmortafel Auskunft.

Ein Besuch der Ruhestätte von Ignaz Joseph Pleyel am Friedhof Père-Lachaise sollte beim nächsten Paris Aufenthalt jedenfalls eingeplant werden.

Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll und Prof. Adolf Ehrentraud am Grab von Ignaz Joseph Pleyel

Jüdische Friedhöfe in der Tschechischen Republik entlang der Waldviertler Grenze

Andreas Lebschik

Es war ein sonniger Frühsommertag, als wir unter kundiger Führung von Herrn Ing.arch. Jaroslav Klenovský von der jüdischen Gemeinde Brünn jüdische Friedhofe entlang der Waldviertler Grenze auf tschechischer Seite aufsuchten.

Unsere erste Station war Šafov (Schaffa). Der kleine unscheinbare Ort, unweit der österreichischen Grenze in der Nähe von Langau und Riegersburg war einst eine blühende Stadt mit einer großen jüdischen Gemeinde. 1671 kamen zahlreiche jüdische Familien infolge der Judenvertreibung Kaiser Leopold I. aus Wien hierher. Von 1848 bis 1919 bestand Schaffa aus zwei politischen Gemeinden, aus der christlichen und aus der jüdischen Gemeinde. Die beiden Gemeinden waren annähernd gleich groß, wobei allerdings lange Zeit die größere Hälfte die jüdische Gemeinde bildete. Ab1848, mit der Revolution, wurden Juden in Österreich gleichberechtigte Staatsbürger, was zur Folge hatte, das viele von ihnen aus wirtschaftlichen Gründen ihre alten Wohnorte verließen und in die Großstädte und Zentren der Monarchie zogen. Aus diesem Grunde wurde auch die jüdische Gemeinde von Schaffa immer kleiner. Ihr völliger Niedergang war einerseits durch die Grenzsituation ab 1919 zu Österreich begünstigt, andererseits vor allem durch den Nationalsozialismus mit dem Zweiten Weltkrieg, der alle Juden aus Schaffa vertrieb und ermordete und die Synagoge zerstörte. Einzig der Friedhof ist erhalten geblieben.

Man findet den Friedhof außerhalb des Ortes im Nordwesten unterhalb der ehemaligen Stadtmauer auf einem Hang mit Blick auf einen großen Teich.

Staré Město

Es ist eine beeindruckende Stimmung, die hier herrscht, am größten jüdischen Friedhof dieser Gegend. Seine Dimension lässt auf die bedeutende Größe der jüdischen Gemeinde von Schaffa schließen. Ca. 950 Grabsteine stehen oder liegen scheinbar kreuz und quer auf dem großen zum Teil bewaldeten Grundstück. Viele von ihnen, meist aus dem 18. und 19. Jahrhundert tragen wunderschöne Ornamente und Reliefs. Herr Ing.arch. Klenovský erklärte uns die Symbole auf den Grabsteinen, die meist auf den Namen, auf den Beruf oder auf Eigenschaften des Verstorbenen verweisen.

Das nächste Ziel unserer kleinen Reise war der Ort Pisečné (Piesling), nördlich von Raabs bzw. Weikertschlag an der Thaya. Auch hier, ähnlich wie in Schaffa, kamen die Juden 1671 nach der Vertreibung aus Wien und Niederösterreich und machten den Ort zu einer blühenden Gemeinde. Ebenso verlief das tragische Ende durch den Zweiten Weltkrieg, 1948 wurde die Synagoge abgerissen. Der Friedhof ist als einziges Zeugnis erhalten geblieben und er liegt etwas versteckt in einen Waldstück ca. 400 m nach dem südwestlichen Ortsende. Im Gegensatz zu Schaffa wirkt dieser Friedhof kompakt und gut erhalten. Das rührt nicht nur von der vollständig

Pisečné

Šafov

Nova Bystrice

bestehenden Friedhofsmauer mit einer kleinen Leichenhalle her, sondern auch von dem Umstand, dass bis 1989 niemand diesen Friedhof betreten durfte, er lag in der militärischen Sperr- und Todeszone zu Österreich und war dadurch großteils vor Vandalismus und Zerstörung bewahrt. Die Stimmung und das Licht an diesen Ort der Ruhe waren einzigartig. Viele der von Efeu überwachsenen Grabsteine sind leicht zu entziffern, da sie deutsche Inschriften tragen, so findet man zum Beispiel unter vielen den Namen Johanna Oesterreicher. Auffällig ist, dass es in diesen jüdischen Friedhöfen nur Inschriften in hebräischer oder deutscher Sprache gibt. Viele der ca. 450 Grabsteine zieren Jugendstilornamente.

Der dritte Friedhof entlang der Waldviertler Grenze, den wir besuchten, liegt 600 m nördlich außerhalb des Ortes Staré Město pod Landštejnem (Altstadt) nördlich von Kautzen und 9 km westlich von Slavonice. Der Friedhof mit seinen ca. 170 Grabsteinen befindet sich etwas isoliert inmitten einer großen Wiese im Schatten mehrerer Bäume. Eine neue Informationstafel vor dem Friedhof gibt in tschechischer, englischer und deutscher Sprache umfangreiche Auskunft über die sehr alte örtliche jüdische Gemeinde und den jüdischen Friedhof.

Der vierte Friedhof, den wir besuchten, liegt ca. 1 km nördlich von der Ortschaft Nova Bystrice (Neubistritz) an der Hauptstraße nach Jindřichův Hradec rechts auf einer kleinen Erhebung. Dieser Friedhof unterscheidet sich wesentlich von den anderen drei nicht nur in seiner Größe und Erscheinung, sondern auch durch seine Geschichte. Die jüdische Gemeinde und somit auch der Friedhof von Neubistritz sind im Gegensatz zu Schaffa, Piesling und Altstadt relativ jung. Die Kultusgemeinde Neubistritz wurde erst im Jahre 1893 errichtet, vorher gehörte Neubistritz zur Kultusgemeinde von Altstadt. Der Friedhof wurde in den Jahren 1878/79 angelegt und ist der kleinste in dieser Gegend mit ca. 100 Grabsteinen, die zumeist deutsche Inschriften tragen. Im Gegensatz zu den anderen drei Friedhöfen haben fast alle Gräber erhaltene Grabeinfassungen.

Diese kleine Erkundungsfahrt machte bewusst, wie eng unser Bundesland mit seiner nördlichen Nachbarregion geschichtlich und wirtschaftlich verbunden war, denn all die Friedhöfe mit ihren Grabsteinen und der Stimmung, die dort herrscht, sind stumme Zeugen dieser Vergangenheit.

Herzlichen Dank an Herrn Ing.arch. Jaroslav Klenovský.

Aktuelles
aus der Denkmalpflege in Niederösterreich

Auf den folgenden Seiten informieren wir Sie über die wichtigsten derzeit laufenden Restaurierungen und die anstehenden Probleme im Bereich der Denkmalpflege in Niederösterreich.

Beiträge von Franz Beicht, Kurt Bleicher, Patrick Schicht, Petra Weiss, Gorazd Živkovič

Dürnstein, Rathaus, Fassadenrestaurierung

Das in seinem Kern spätgotische Rathaus von Dürnstein dient schon seit 1547 als Sitz der Gemeindeverwaltung. Die siebenachsige Fassade wurde Mitte des 16. Jahrhunderts mit ornamentalen Sgraffitorahmungen, profilierten Fenstergewänden und steinernen Fensterkreuzen versehen. Das Portal hat bereits mehrere Veränderungen erfahren. Vermutlich war es zu seiner Entstehungszeit rundbogig, 1563 scheint es – wie die Inschrift zeigt – zu einem Rechteckportal umgewandelt worden sein. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhielt es dann den barocken profilierten Schweifgiebel. Das restauratorische Ziel der Fassadenrestaurierung war die Konservierung der zuletzt erfolgten Fassadenrenovierung im Jahr 1963, um den Charakter des gealterten Erscheinungsbildes zu bewahren. Mit Sumpfkalkschlämmen konnte das Erscheinungsbild der Nullflächen ausgeglichen und die Sgraffitogliederungen, wo unbedingt notwendig, aufgefrischt werden. Im Bereich der Sockelzone musste der stark salzbelastete Putz in Kalktechnik erneuert werden. Besonderes Augenmerk lag im Zuge der ebenfalls durchgeführten Dachneudeckung auf historischer Handwerkstechnik und denkmalgerechter Dachausführung mit eingemörtelten Firsten, Graten und Gaupen sowie dem Erhalt der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Regensinkkästen. *(P.W.)*

Dürnstein, Rathaus

Engelhartsstetten, Schloss Hof, Brunnenrekonstruktion

Nach mehr als 2 Jahren Grundlagenarbeit, archäologischen Grabungen durch das Bundesdenkmalamt und detailgetreuer Wiederherstellung wurde im Juni 2009 das Schloss Hofer „Große Bassin“ in Betrieb genommen. Das Bassin bildet

Engelhartsstetten, Schloss Hof

den Abschluss der aus sechs Brunnen bestehenden Brunnenkette, die in der zentralen Achse die 7 Gartenterrassen verbindet. Eine besondere Herausforderung stellte die Auffindung der zentralen Figurengruppe dar: Durch einen Zufallsfund konnte im Rahmen einer die Skulpturenausstattung von Schloss Hof betreffenden Diplomarbeit die originale Figurengruppe in Süddeutschland, Schloss Zeil, lokalisiert werden. Mittels Scanverfahren wurde die Grundlage für eine Kopie geschaffen. Mit knapp 30 m Seitenlänge und 370.000 l Wasser gehört das Becken in Österreich zu den größten seiner Zeit, einst geschaffen um 1730 nach Plänen von Lukas v. Hildebrandt. *(P.S.)*

Ernegg, Bildstock bei Haus Nr.8

Der bei einer Wegabzweigung zum Schloss Ernegg an der Straße Steinakirchen-Purgstall stehende Pfeilerbildstock wurde im Türkenjahr 1683 oder bald danach erbaut. In verputztem Ziegelmauerwerk errichtet, wird der dreiseitig in Nischen und Felder gegliederte Pfeiler von einem Ziergiebel bekrönt und enthält ein Tafelgemälde der Hl. Dreifaltigkeit. Dieses Wegzeichen dokumentiert die religiös geprägte Kultur der ländlichen Bevölkerung im Barockzeitalter. Auch wenn sein/e Stifter/in und die konkrete Ursache für die Errichtung heute nicht mehr festgestellt werden können, ist der Bildstock ein Zeichen für den Glauben der Bevölkerung jener Epoche, die so die oft hereinbrechenden harten Schicksalsschläge im Glauben zu überwinden gesucht hat. Dabei entsprechen der Typus des Breitpfeilerbildstockes, dessen Nische ein Andachtsbild aufnimmt, und die übrige Gestaltung dem Formenvokabular der im 4. Viertel des 17. Jahrhunderts gebräuchlichen Bau- und Dekorationsformen. Seit seiner Entstehung blieb der Bildstock von Radikalrenovierungen verschont und zeigt sich daher noch weitgehend als authentisches Zeugnis seiner Zeit.

Aufgrund von Straßenverbreiterungen des 20. Jahrhunderts befand sich der Bildstock zuletzt direkt neben der Fahrbahn, war wohl in Folge von Straßvenverdichtungsarbeiten in eine extreme Schräglage gekommen und durch Spritzwasser und Schneeräumung in seiner Putzsubstanz stark geschädigt. Auf Initiative eines tatkräftigen Malermeisters wurde eine durchgreifende Rettungsaktion gestartet, wobei die Straßenmeisterei den Bildstock um etwa 5 Meter versetzt hat. Die engagierte und professionelle Aktion hat glücklicherweise keinerlei Schäden am Originalbestand verursacht. Der nun in sicherem Abstand zur Straße und am Anfang einer für das Mostviertel typischen Reihe von alten Birnenbäumen stehende Bildstock kündigt die am Ende der Baumreihe sichtbare Pfarrkirche von Steinakirchen in eindrucksvoller

Weise an. Das unter einem Blechbild zum Vorschein gekommene und nunmehr restaurierte Tafelbild der Sonntagberger Dreifaltigkeit, die rekonstruierte Marmorierung und das zuvor von Efeuranken verformte, nun gerade gebogene und neu vergoldete Aufsatzkreuz werden aufgrund des Engagements vieler an diesem Projekt beteiligter Personen auch in Zukunft von der kulturellen Vielfalt der Region Zeugnis ablegen. *(K.B./G.Ž.)*

Hollenburg (Krems an der Donau), Pfarrkirche, Restaurierung von Epitaphen

Die Innenrestaurierung der mittelalterlichen Pfarrkirche in Hollenburg am Südufer der Donau gegenüber von Krems liegt einige Jahre zurück. Die damals im Kirchenboden vorgefundenen gotischen Grabsteine wurden nach einer Konservierung im Inneren aufgestellt. Nunmehr erfolgte eine Restaurierung der Epitaphe, wobei drei aus Adneter Kalkstein in der Nord- und Westfassade eingemauert und zwei aus Zogelsdorfer Kalkstein an der Südfassade angestellt waren. Die zwischen 1545 und 1678 datierten, mit Wappenreliefs versehenen Grabplatten wurden aus dem Mauerwerk ausgelöst bzw. von der Mauer weg gehoben und ins Atelier gebracht. Zuerst begann der Restaurator mit der Reinigung der Grabplatten von Mörtelresten und unpassenden Kittmaterialien mit dem Mikrosandstrahl. Die Epitaphe aus Adneter Kalkstein konnten dann im Vakuum-Kreislaufverfahren gefestigt, Ausbrüche mit hydraulischer Klebemasse bzw. Epoxidharz verklebt, mit Calcitmehl im Niederdruck-Rotationswirbelverfahren gereinigt, mit Restauriermörtel ausgebessert und dann farblich mit Erdfarbpigmenten an den Altbestand angeglichen werden. Die Grabsteine aus Zogelsdorfer Kalkstein, deren Inschriften und Wappen wohl durch das Jahrhunderte lange Begehen im Kircheninneren bereits stark reduziert sind, ließen sich mit Nylonbürsten und neutraler Invertseife von Algen und Flechtenbewuchs reinigen und dann mit einem in der Zusammensetzung und der Farbe genau an den Stein angepassten Mörtel und einer farblichen Lasur ausbessern. Durch die gewissenhafte Restaurierung, u. a. die nachhaltige Festigungsmethode mit dem Vakuumverfahren, konnten

Ernegg, Bildstock vor der Restaurierung (links)

Ernegg, Bildstock nach der Restaurierung (Mitte)

Hollenburg, Pfarrkirche, Epitaph

die Grabplatten dann an deren bisherigen Aufstellungsorten im Freien wiederversetzt werden. *(F.B.)*

Krems an der Donau, Piaristenkirche, Restaurierung des Hochaltarbildes, der Figurenausstattung und der Kanzel

Die prägnant über Krems stehende, spätmittelalterliche Piaristenkirche enthält eine außerordentlich reiche barocke Ausstattung. Der Hochaltar wurde 1756 nach Plänen von Josef Mathias Götz errichtet. Zeitgleich entstand das Altarblatt Mariae Himmelfahrt von Martin Johann Schmidt, dem „Kremser Schmidt". Bei der österreichweiten Kampagne der Konservierung der Gemälde des Malers anlässlich der 200. Wiederkehr seines Todestages im Jahr 2001 war dieses Meisterwerk damals nicht behandelt worden. Gemeinsam mit dem darunter befindlichen Gnadenbild erfuhr es nun eine sorgsame Restaurierung. Bei den Arbeiten an den Gemälden, für die der gesamte Hochaltar eingerüstet werden musste, zeigte sich aus nächster Nähe die starke Verschmutzung der die vier Evangelisten darstellenden Hochaltarfiguren. Dies führte zur Reinigung und Konservierung dieser Hochaltarfiguren, der vielen weiteren Figuren im Chorraum und im Hauptschiff sowie der frühbarocken Kanzel. Durch die bemerkenswerten Bemühungen der die Kirche betreuenden Personen, laufend eingehende Spenden von privater Seite sowie Förderungen aus Denkmalpflegemitteln des Bundes, des Landes, der Stadtgemeinde und der Diözese St. Pölten können in vorbildlicher Weise kontinuierliche Konservierungen und Restaurierungen vorgenommen werden. *(F. B.)*

Krems an der Donau, Piaristenkirche, Hochaltar

Mank, Hauptplatz 3, Heimatmuseum, Fassadenrestaurierung

Das an der Ecke Hauptplatz und Herrenstraße, gegenüber der Pfarrkirche liegende ehemalige Pecher-Haus wurde vor Jahrzehnten als Heimatmuseum adaptiert und damals zuletzt umgebaut und saniert. Den markanten zweigeschossigen Bau kennzeichnet sein städtisches Formenvokabular im Heimatstil mit sparsamen secessionistischen Elementen. Das klar herausgebildete Mansarddach und der mit einem Türmchen akzentuierte Eckerker beziehen sich bewusst auf seine Position im Ortsbild.
Im Zuge der nun erfolgten Restaurierung wurden Gesimse und Fensterbänke dezent verblecht und die überkommene sandfarbene Färbelung aufgefrischt. Die dekorativen Füllungsfelder sind in gebrochenem

Mank, Heimatmuseum

Maria Enzersdorf, Burg Liechtenstein

Weiß gehalten, der Kacheldekor verblieb im originalen Blau. Die zweiflügeligen originalen Kastenfenster mit mehrfach unterteilten Oberlichten wurden tischlermäßig repariert und neu gestrichen. *(G.Ž.)*

Maria Enzersdorf, Burg Liechtenstein, Dachrestaurierung

Die Stammburg der heutigen Fürstenfamilie Liechtenstein bei Mödling geht zu einem Gutteil auf die Kernanlage des mittleren 12. Jahrhunderts zurück und stellt in Konzeption und handwerklicher Qualität ein überregional bedeutendes Baudenkmal des profanen Hochmittelalters dar. Im Historismus entstand ein romantisch-pittoresker Aufbau mit Türmen und Erkern. Nach statischen Problemen und mehrfachem Wassereintritt wurde im Sommer 2009 eine nachhaltige Dachrestaurierung durchgeführt. Die gefährdeten Turm- und Erkerzonen erhielten eine versteckte Armierung, der Steinaufsatz des Kapellenturms wurde abgedichtet und der Dachstuhl konsolidiert. Ein Schwerpunkt lag auf der komplexen Dachdeckung. So wurde das stark verwitterte Hauptdach mit vorpatinierten Ziegeln erneuert, am Bergfried kamen eigens gegossene Mönch-Nonnen-Formate in mehreren Farben zur Ausführung, die angedrahtet und in ein armiertes Mörtelbett gelegt sind. Somit wurde gewährleistet, dass die Burg wieder für die nächsten Generationen geschützt ist, jedoch ihr berühmtes ehrwürdiges Erscheinungsbild gewahrt bleibt. *(P.S.)*

Melk, Linzerstraße 3 und 5, ehem. Poststation

Josef Freiherr von Fürnberg gab 1792 dem Wiener Baumeister Franz Wipplinger den Auftrag zum Bau

Melk, ehem. Poststation, Detail

Ottenschlag, Pfarrkirche zum hl. Jakobus d. Ä.

Schallaburg, Schloss, Kleiner Arkadenhof

einer repräsentativen Poststation. Sie markiert stilistisch den Übergang vom Spätbarock zum Frühklassizismus. Eingelassene Stuckreliefftafeln, die inhaltlich zur Poststation Bezug nehmen, zieren die Fassaden. In den Medaillons sind alte Postmeister, unter ihnen vermutlich auch das Porträt des Bauherrn selbst, sowie Merkur als Nachrichtenüberbringer dargestellt. Über dem Merkur sind Sinnbilder für das Post- und Kriegswesen der Römer angebracht, die an der Donau die erste Nachrichtenübermittlung organisiert haben. Auch bäuerliches Gerät und Abzeichen der Postreiter, wie Sattelzeug, Kuriertasche und Reitstiefel sind dargestellt. Diese Kombination soll auf die Erschließung der Gegend durch das Fürnbergsche Postwesen anspielen.
Seit annähernd 50 Jahren ist im Untergeschoss das Melker Stadtmuseum eingerichtet. Zuletzt wurden die Fassaden im Jahr 1998 restauriert. Dennoch haben Schäden eine neuerliche Intervention notwendig gemacht. Das restauratorische Ziel war die Konservierung des überkommenen Zustandes, wobei man sich bei der Färbelung am Anstrichsystem und der Farbgebung des vorgefundenen Bestandes orientierte. Sämtliche Arbeiten wurden vom stadteigenen Bauhof unter fachlicher Anleitung eines Restaurators vorgenommen. Der überaus engagierte Einsatz der gemeindeeigenen Arbeiter hat zu einer nachweislichen Verbesserung in der Substanz und Erscheinung beigetragen. Sämtliche ältere Putz- und Spachtelplomben, die nicht in Kalktechnik ausgeführt waren, wurden nun durch Kalkputzplomben ersetzt. Die abschließende Kalkfarbe wurde in sechs bis sieben dünnen Anstrichen aufgetragen. Der originale Farbton der Fenster konnte anhand verdeckter Spuren rückgeführt werden. Die gut erhaltene Ölvergoldung musste nur trocken gereinigt werden.
Das erfreuliche Ergebnis zeugt von handwerklichem Können und wird der Bedeutung des alten Posthauses gerecht. *(G.Ž.)*

Ottenschlag, Pfarrkirche zum hl. Jakobus d. Ä., Außenfärbelung

Die Pfarrkirche von Ottenschlag findet 1490 ihre erste urkundliche Erwähnung. 1696 erfolgte der Ausbau des Langhauses. Das für die Pfarrkirche in Ottenschlag so charakteristische Schopfwalmdach mit Gaupen sowie der Putzdekor mit Rundbögen und Quaderung an Ecken und Strebepfeilern datiert in die Jahre 1908 bis 1911. An der nordöstlichen Gebäudekante wurde die Figur des hl. Johannes Nepomuk – eine Schenkung der Stadt Wien – positioniert und mit einem Holzschindeldach bekrönt.
Die Außenfärbelung der Pfarrkirche orientierte sich in Anstrichsystem und Farbgebung am vorgefundenen Bestand mit silikatischem Anstrich und stellte lediglich eine Auffrischung der überlieferten Färbelung dar. *(P.W.)*

Schallaburg, Schloss

Im Zuge der Ausstellungserweiterung auf die Bereiche der mittelalterlichen Burganlage waren teils erhebliche Eingriffe in die

Denkmalsubstanz vorzunehmen. Zwecks seriöser Dokumentation der Maßnahmen wurde als Vorbereitung des Umbaus eine bauhistorische Befundung und während der Arbeiten eine Baubegleitung durch Bauforscher durchgeführt. So konnte sichergestellt werden, dass Durchbrüche und bauliche Veränderungen nicht in sensiblen Bereichen erfolgten. Etwa an der für den Ausstellungsrundgang erforderlichen Südwand der Burgkapelle, wo in Folge nachweisbarer Umbauten aus der Zeit der Romanik, der Gotik, des Barock und des 19. Jahrhunderts eine Stelle für die neu zu schaffende Tür gefunden und festgelegt wurde. Während in den meisten anderen Bereichen eine Konservierung der ältesten Bauetappe aus dem 12. Jahrhundert erfolgte, wurden an der Kapellensüdwand lediglich grobe Baumängel behoben und offene oder sandende Fugen repariert. Im Vorfeld dieser Maßnahmen konnten durch die archäologische Grabung im Kapellenhof maßgebliche Erkenntnisse zur Baugeschichte der Burg gewonnen werden. Dem zeitgemäßen Ausstellungsstandard entsprechend erfolgte im Zuge der Adaptierungsarbeiten auch eine klare Trennung der bestehenden Architektur von der Ausstellungsarchitektur. Dazu wird die historische Raumhülle, das ist das Mauerwerk und seine Architekturoberfläche, nicht mehr Teil der ständig wechselnden Ausstellungseinrichtung und -farbe sein. Sensible Bereiche wie die Kapelle, die ehemalige Schatzkammer, aber auch Räume der frühen Neuzeit, die zwischen die romanische Beringmauer und Wohnburg eingebaut wurden, werden daher künftighin mit Vitrinen und Ausstellungsstücken

ausgestattet, jedoch nicht mehr anlässlich jeder Ausstellung neu ausgemalt werden. *(G.Ž.)*

Wieselburg, Bartensteinkapelle

Die Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts errichtete und im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts umgebaute und erweiterte Brauerei war zuletzt in so schlechtem Zustand, dass sie vor einigen Jahren abgebrochen und durch das neue Einkaufszentrum ersetzt wurde. Einzig die neugotische Kapelle in diesem Areal wurde damals unter Denkmalschutz gestellt und blieb erhalten. Aufsteigende Feuchte hat an der Kapelle Schäden verursacht, die saniert werden mussten.

Schallaburg, Schloss, Zwischentrakt-Wappenbild nach Freilegung und Restaurierung (oben)

Schallaburg, Schloss, Kapellenhof während der archäologischen Grabung (links)

Ergänzungen des Sockelbereichs und einiger Stupfquader wurden in Kalk-Trassmörtel ausgeführt, die Färbelung analog dem Vorzustand in Silikatfarbe, jedoch dem Stil der Zeit entsprechend sandfarben einfärbig und nicht wie zuletzt in barocker Manier. Analog der gewissenhaften Reparatur und Farbfassung der neugotischen Tür erfolgte auch die Behandlung der zeitgleichen Verglasung. Im Inneren wurde der Altar in seiner ursprünglichen Form wieder hergestellt, indem die Madonnenstatue mit Kind, die durch radikale „Freilegung“ ihre Farbfassung verloren hatte, neu gefasst wurde. Einzig die Rekonstruktion der Innenausmalung gemäß der Jahrhundertwende hätte ein noch authentischeres Ergebnis zur Folge gehabt, musste jedoch mangels ausreichender Befunde unterbleiben. *(G.Ž.)*

Hinweis zur Restaurierung des Carolusdenkmals am Semmering

Im Band 40 dieser Broschürenreihe haben wir über oben genanntes Projekt berichtet. Dr. Günter Schusta weist auf den Umstand hin, dass nicht die innerösterreichischen Stände („Austria interior“), sondern jene aus „Austria inferior“ und daher die niederösterreichischen Stände 1728 den Auftrag für die Errichtung des Monuments gaben.

Wieselburg, Bartensteinkapelle (rechts)

Wieselburg, Bartensteinkapelle, Altar, Madonnenstatue (unten)

Buchbesprechung

Kurt Farasin

Das kaiserliche Festschloss Hof

Lois Lammerhuber, Rudolf Novak
2007, Eigenverlag, 256 Seiten
ISBN 978-3-200-01102-1
Verkaufspreis: € 34,50
(erhältlich im Buchhandel und in Schloss Hof)

Es war und ist noch immer eines der ambitioniertesten Kulturprojekte in der Geschichte der Zweiten Republik: In mehrjähriger, aufwendiger Sanierungsarbeit wurde Österreichs größte Schlossanlage auf dem Lande am Beginn unseres Jahrtausends dem drohenden Verfall entrissen und so detailgetreu wie irgend möglich wieder in das ursprüngliche Erscheinungsbild versetzt. Mit Hilfe alter Pläne, archäologischer Befunde, umfänglicher Archivrecherchen und dreier von Bernardo Bellotto im Auftrag Maria Theresias geschaffener Veduten erhielt das barocke Gesamtkunstwerk Schloss Hof seinen einstigen Glanz und seine alte Würde zurück.

Im Sinne größtmöglicher Authentizität kamen bei der Restaurierung – wo immer dies machbar und zweckmäßig erschien – ausschließlich solche Materialien und Handwerkstechniken zum Einsatz, die auch in der Barockzeit Verwendung gefunden hatten. Das eindrucksvolle Ergebnis dieser Bemühungen hat der mit zahlreichen internationalen Preisen ausgezeichnete Fotograf Lois Lammerhuber in einem prächtigen, mehr als 250 Seiten starken Buch festgehalten. Seine Bilder und die begleitenden Texte entführen den Leser auf eine reizvolle virtuelle Reise durch die große Vergangenheit und die höchst vitale Gegenwart des Ensembles. Sie gewähren Einblick in die original ausgestatteten Appartements der einstigen Besitzer Prinz Eugen und Maria Theresia, führen in einen der imposantesten frühklassizistischen Festsäle des Landes und in die kuppelüberspannte barocke Schlosskapelle, in der 1766 eine der glücklichsten Ehen in der habsburgischen Familiengeschichte geschlossen wurde. Im Garten, dessen Schönheit und Raffinesse einst in ganz Europa Bewunderung erregte, hat Lammerhuber die überbordende Pracht der kunstvollen Broderiebeete und der großzügigen Plâte-bandes ebenso souverän mit seiner Kamera eingefangen wie den kostbaren Skulpturenschmuck und die mächtigen Brunnenanlagen, die romantischen Bosketten und die Linden- und Kastanien-Alleen mit ihren typisch barocken bienenkorbförmigen Baumkronen. Beim Blättern durch das Kapitel über den weitläufigen Meierhof des Schlosses entfaltet sich schließlich ein nachgerade idealtypisches ländliches Idyll. Hier lustwandelt man durch Obst-, Gemüse-, Nasch- und Kräutergärten, entdeckt in den Beeten des Weinviertler Gartens allerlei selten gewordene kulinarische Preziosen und begegnet in den Stallungen und auf den Weiden zahlreichen liebenswerten und exotischen Vierbeinern. Nach der Lektüre weiß man zum Beispiel, wie viele Tonnen Blütenblätter von der Damaszenerrose für einen einzigen Liter Rosenöl von Nöten sind, was das Habsburgische Kaiserhaus mit Weißen Eseln verband und woher die Reisetomate ihren Namen hat.

Informationen im Internet unter:
www.schlosshof.at

Buchempfehlung

Bau[t]en für die Künste – Building[s] for the Arts

Fritz Grassegger, Alexandre P. Tischer
Herausgegeben von Amt der NÖ Landesregierung
2009, Springer Wien, 288 Seiten
ISBN 978-3-211-99147-3
Verkaufspreis: € 29,95

Welche Stimmung kann zeitgenössische Architektur erzeugen? Welche Anforderungen werden an Kulturbauten gestellt? Wie gehen Architekten mit den speziellen Anforderungen der Nutzung um? „Bau(t)en für die Künste" bietet einen ansehnlichen Überblick über die eindrucksvollen Bauten für Kunst und Kultur in Niederösterreich der letzten 20 Jahre.
Neben vielen kleinen werden vor allem überregional wirksame Kulturbauten präsentiert: das Festspielhaus St. Pölten von Klaus Kada, das Niederösterreichische Landesmuseum von Hans Hollein, die Kunsthalle Krems von Adolf Krischanitz, das Karikaturmuseum Krems von Gustav Peichl und die Freiluftarena „Wolkenturm" in Grafenegg von the next enterprise.
Stimmungsvolle Fotografien von Bruno Klomfar zeigen die Kulturbauten in ihrer Funktion und lebendigen Nutzung. In Interviews geben die Architekten Einblicke in ihre speziellen Zugänge zu den gestellten Anforderungen. Ein historischer Rückblick sowie ein umfassendes Verzeichnis der vorgestellten Kulturbauten runden das Werk ab.

Ausgewählte Fachliteratur zum Thema „Friedhof und Denkmal"

Ariès Philipp, Geschichte des Todes, dtv wissenschaft 4407, München 1982

Ariès Philipp, Bilder zur Geschichte des Todes, München-Wien 1984

Gälzer Ralph, Alte Dorfkirchhöfe in Österreich: Zeugen unserer Kultur – Wege zu ihrer Erhaltung, Gaaden bei Wien 2003

Gälzer Ralph und Ilona, Gärten des Friedens. Ländliche Kirchhöfe und Friedhöfe in Niederösterreich, Gaaden bei Wien 2006

Kitlitschka Werner, Grabkult & Grabskulptur in Wien und Niederösterreich. Fotos von Ingeborg Kitlitschka-Strempel, St. Pölten-Wien 1987

Großes LEXIKON der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur. Hrsg.: Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel, Bd. 1 und 2, Braunschweig 2002 und 2005

Panofsky Erwin, Grabplastik – Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini. Hrsg. von Horst W. Janson, Köln 1964

Steines Patricia, Lohrmann Klaus und Forisch Elke, Jüdische Friedhöfe in Wien, Niederösterreich und Burgenland, Hrsg.: Club Niederösterreich, Wien 1992

Westerhoff Wolfgang, Karner in Österreich und Südtirol, St. Pölten-Wien 1989

Memento Mori (Beinhäuser, Karner): **http://bks.tugraz.at/~neuwirth/neuweb/weblehr/webseiten/karner_einleitung.pdf**

Bilderdatenbank mit jüdischen Grabsteinen: **www.grave-pictures.at/bilderforum**

Bestattungsmuseum Wien

Das Bestattungsmuseum Wien der Bestattung Wien wurde im Jahre 1967 gegründet und 1987 neu konzipiert. Mit 1000 Objekten bietet es einen weltweit einzigartigen Gesamtüberblick über Totenkult und Bestattungsrituale, die Bundeshauptstadt Wien bildet dabei den Schwerpunkt. Die Thematik Sterben und Tod wird anhand der gezeigten Exponate in pietätvoller Weise als kulturelle Drehscheibe des Vergänglichen präsentiert und ein nachvollziehbarer Übergang zum heutigen Totenkult geschaffen.

Informationen:
Goldeggasse 19
1040 Wien
Telefon: 0043 1 501 95-0
Email: museum@bestattungwien.at
Internet: www.bestattungsmuseum.at

Museum für Sepulkralkultur

Tod und Sterben, Bestatten und Erinnern, das sind die zentralen Themen, mit denen sich das in Deutschland einzigartige Museum für Sepulkralkultur in Kassel beschäftigt. Es konzentriert sich in einer ständigen Sammlung auf die Realien des Totenbrauchtums und des Totengedenkens im deutschsprachigen Raum. Gegenstand der Darstellungen sind dabei die kulturellen Hintergründe und Ausprägungen des Todes aller Art sowie zeitgenössische Auseinandersetzungen, Entwicklungen und Tendenzen. In den zahlreichen Sonderausstellungen werden jeweils Detailaspekte der Sepulkralkultur beleuchtet.

Stiftung Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur

Informationen:
Weinbergstraße 25-27
D-34117 Kassel
Telefon: 0049 (0) 561 91893 0
Telefax: 0049 (0) 561 91893 10
E-Mail: info@sepulkralmuseum.de
Internet: www.sepulkralmuseum.de

Anhänger in Sargform, Deutschland nach 1661

Bisher sind erschienen:

Band 1 Stift Dürnstein *
2 Kleindenkmäler *
3 Wachau *
4 Industriedenkmäler *
5 Gärten *
6 Handwerk *
7 Rückblicke – Ausblicke
8 Sommerfrische *
9 Denkmal im Ortsbild *
10 Verkehrsbauten *
11 Elementares und Anonymes *
12 Burgen und Ruinen *
13 Kulturstraßen *
14 Zur Restaurierung 1. Teil *
15 50 Jahre danach
16 Zur Restaurierung 2. Teil *
17 10 Jahre Denkmalpflege in Niederösterreich
18 Zur Restaurierung 3. Teil *
19 Umbauten, Zubauten *
20 Leben im Denkmal
21 Speicher, Schüttkästen *
22 Der Wienerwald *
23 Die Via Sacra *
24 Blick über die Grenzen
25 Die Bucklige Welt
26 Die Wachau, UNESCO Weltkultur- und Naturerbe
27 Südliches Waldviertel
28 Most- und Eisenstraße
29 Semmering UNESCO Weltkulturerbe
30 St. Pölten, Landeshauptstadt und Zentralraum
31 Waldviertel
32 Archäologie
33 Weinviertel
34 Gemälde
35 Holz
36 Menschen und Denkmale
37 Stein
38 Wallfahren
39 Lehm und Ziegel
40 Klangdenkmale – Orgeln und Glocken
41 Glas – Baustoff und Kunstwerk

Die mit * versehenen Titel sind bereits vergriffen.
Kein Nachdruck vorgesehen!

Nachbestellung, Bezug

Wenn Sie die Broschüre der Reihe „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht regelmäßig erhalten haben und die kostenlose Zusendung wünschen, senden Sie uns bitte die Antwortkarte ausgefüllt zu. Verwenden Sie bitte die Antwortkarte auch für allfällige Mitteilungen, Anregungen und Adressänderungen. Schreiben Sie bitte an:

Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll, Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten

oder senden Sie uns ein E-Mail an **noe-denkmalpflege@noel.gv.at** bzw. senden Sie uns ein Fax unter **02742/9005-13029**

Hinweis

Vergriffene Broschüren können im Internet heruntergeladen werden unter: **http://kultur.noe.at/denkmalbroschuere**

Auf Wunsch können Ihnen alle verfügbaren Broschüren zugeschickt werden.

Bitte ausreichend frankieren

An Herrn
Landeshauptmann
Dr. Erwin Pröll
Landhausplatz 1
3109 St. Polten

Absender
bitte in Blockbuchstaben

_____

_____

_____

Telefon _____

Ich habe die Broschüre „Denkmalpflege in Niederösterreich“ noch nicht erhalten und möchte diese in Zukunft kostenlos und ohne jede Verpflichtung zugesandt bekommen.

Spenden

Gelegentlich erhalten wir eine Nachricht über die Bereitschaft zu einer Zahlung für die Denkmalpflegebroschüre.
Hierzu dürfen wir festellen, dass die Broschüre weiterhin kostenlos erhältlich ist. Spenden zur Erhaltung bedeutender Denkmäler sind jedoch sehr willkommen, beispielsweise für:

Karner in Pulkau
Förderverein zur Renovierung des Karners und der Sankt Michaels Kirche
Weinviertler Sparkasse
BLZ 20220, Konto-Nr.: 19 0000 66 00

Jüdischer Friedhof Klosterneuburg
Komitee zur Erhaltung des jüdischen Friedhofs Klosterneuburg
Raiffeisenbank Klosterneuburg
BLZ 32367, Konto-Nr.: 34694
Verwendungszweck „Gräber“

Abbildungsnachweise

Titelbild
Großes Bild: Friedhof Payerbach an der Rax (Foto: A. Lebschik)
Kleines Bild: Nova Bystrice (Foto: A. Lebschik)
Bild Rückseite: Niederhollabrunn (Foto: NÖ Museum für Urgeschichte Asparn/Zaya)

Innenteil
BDA, Fotoarchiv: 23-25, 43, 52-59; S. Fembek: S. 6-10; Heldenberg: S. 11 (Foto: J. Stefan); Österreichische Akademie der Wissenschaften: S. 12; NÖ Museum für Urgeschichte Asparn/Zaya: S. 13-17; APC, Bad Deutsch-Altenburg (Graphik: digital-graphics & 7reasons, Wien): S. 18; APC, Bad Deutsch Altenburg: S. 19-22; T. Walzer: S. 26-28; A. R. Benesch (Büro land.schafft ©): S. 30-33 (oben), 34 (rechts); Stadtarchiv Retz: S. 33 (unten), 34 (oben); Franziskanerkloster Güssing: S. 36 (unten); J. Wagner: S. 36 (oben); Imareal Krems (Foto: P. Böttcher): S. 37 (oben); Österr. Schwarzes Kreuz/ Kriegsgräberfürsorge: S. 38, 39; Chr. Gurtner: S. 40, 41; Stift Heiligenkreuz: S. 42; O. Rychlik: S. 45-47; NLK (Foto: Pfeifer): S. 49; A. Lebschik: S. 50, 51; Bestattung Wien GmbH.: S. 62; AFD, Museum für Sepulkralkultur: S. 62

Autoren von Band 42

Dipl.Ing. Dr. Alfred R. Benesch
Melk, Büro land.schafft ©

Dir. Kurt Farasin
Marchfeldschlösser Revitalisierungs- und Betriebsges.m.b.H.

Mag. Peter Fritz
Graz, Ludwig Boltzmann-Institut für Kriegsfolgen-Forschung

Mag. Friedrich Grassegger
Amt der NÖ Landesregierung, stellv. Leiter der Abt. Kultur und Wissenschaft

Mag. Martin Grüneis
Amt der NÖ Landesregierung, Abt. Kultur und Wissenschaft

Univ.lekt. Mag. art Christian Gurtner
Wien, Atelier Gurtner

Mag. Franz Humer
Archäologische Kulturpark Niederösterreich Betriebsgesellschaft m.b.H.

Univ.-Doz. Dr. Werner Kitlitschka
Klosterneuburg

HR Mag. Ing. Margit Kohlert
Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für NÖ

HR Dr. Ernst Lauermann
Archäologische Kulturpark Niederösterreich Betriebsgesellschaft m.b.H.

HR Mag. Andreas Lebschik
Amt der NÖ Landesregierung, Abt. Kultur und Wissenschaft

Mag. Natascha Müllauer
Wien, Archäologie und Kulturmanagement

Mag. kand. Martin Pliessnig
Klosterneuburg

Dr. Otmar Rychlik
Bad Vöslau

Dipl.Ing. DDr. Patrick Schicht
Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für NÖ

Mag. Alexandre P. Tischer
Amt der NÖ Landesregierung, Abt. Kultur und Wissenschaft

Mag. Tina Walzer
Wien, Historikerin

Impressum

Herausgeber und Verleger
Amt der NÖ Landesregierung
Abteilung Kultur und Wissenschaft
Leiter: HR Dr. Joachim Rössl
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten

Broschürenbestellung
noe-denkmalpflege@noel.gv.at
Tel. 02742/9005-13093
Fax. 02742/9005-13029

Redaktionskomitée
Edith Bilek-Czerny
Hermann Dikowitsch
Friedrich Grassegger
Martin Grüneis
Margit Kohlert
Andreas Lebschik
Gerhard Lindner
Renate Madritsch
Christine Pennerstorfer
Patrick Schicht
Alexandre Pierre Tischer

Koordination
Edith Bilek-Czerny
Gerhard Lindner

Lektorat
Else Rieger, Wien

Layout
David Peters, Wien

Hersteller
Druckerei Sandler, Marbach

Linie
Informationen über denkmalpflegerische Vorhaben im Land Niederösterreich, in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Niederösterreich. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers darstellen.

St. Pölten, Oktober 2009

Informationen zu den NÖ Museen im Internet unter: **www.noemuseen.at**

BDA

Mitteilungen aus Niederösterreich Nr. 5/2009
P.b.b.-Verlagspostamt 3100 St. Pölten
Zulassungsnummer 02Z032683M
Aufgabepostamt 3109 St. Pölten